

# Neue Literatur

## 1. Zur Geschichte Ostfrieslands

**Hendrik Gröttrup, Neue Ufer. David Fabricius in seiner Zeit, Oldenburg 2019, 207 Seiten, Ill., Portr., Diagr., 30 Euro, ISBN 978-3-7308-1479-6.**

Der in Wittmund geborene Dr. jur. Hendrik Gröttrup ist eigentlich Verwaltungsfachmann und war am Ende seiner Karriere Oberstadtdirektor in Salzgitter. Nachdem er 1963 seine Dissertation über die Verfassung und Verwaltung des Harlingerlandes 1581 bis 1744 im Verlag der Ostfriesischen Landschaft veröffentlicht hatte, kehrt er mit dem hier vorliegenden Buch wieder zu seinem Schwerpunktthema zurück, der Geschichte Ostfrieslands. Der Autor hat sich intensiv mit der Person des Pastors, Astronomen und Kartographen David Fabricius auseinandergesetzt (1564-1617) und beschreibt seine Biographie.

Der älteste Sohn eines Schmieds aus Esens trat nach einem kurzen Theologiestudium in Helmstedt im Alter von nur 20 Jahren 1584 das Pastorenamt in Resterhufe an und wechselte 1603 in die Gemeinde Osteel. Fabricius hat sich in seinem Pfarramt intensiv mit der Beobachtung des Wetters und des Himmels beschäftigt und seine Beobachtungen in das „Calendarium Historicum“ eingetragen. Er entdeckte 1596 die Veränderlichkeit des Fixsterns Omikron Ceti im Sternbild Wal-fisch und 1604 eine Nova im Sternbild des Schlangenträgers. 1611 hatte sein ältester Sohn Johann erstmals ein Teleskop aus Leiden mitgebracht. Damit wurde den beiden die Entdeckung und erstmalige wissenschaftliche Beschreibung der Sonnenflecken ermöglicht. Über seine Himmelsbeobachtungen korrespondierte Fabricius u.a. mit den bedeutendsten Astronomen seiner Zeit Tycho Brahe und Johannes Kepler.

Aus der Sicht des Historikers muss man bedauern, dass sich Hendrik Gröttrup entschieden hat, keine historische Studie über Fabricius zu schreiben, sondern eine „Erzählung“ über den ostfriesischen Astronomen und seine Zeit abzuliefern. Dabei stützt er sich zwar wesentlich auf Quellen und wissenschaftliche Literatur, gibt aber seine kritische Distanz auf. Gröttrup entwickelt eine biographische Fiktion des bedeutendsten ostfriesischen Astronomen in ihren vielfältigen Bezügen zu ihrem historischen ostfriesischen Umfeld an der Schwelle zum 17. Jahrhundert. Insbesondere die Freundschaft von Fabricius zum ostfriesischen Kanzler Thomas Franzius wird ein tragender Erzählstrang. Fiktive Gespräche der beiden geben dem Autor die Gelegenheit, die komplexe Situation in Ostfriesland vor dem Hintergrund der konfessionellen und ständischen Auseinandersetzungen zu thematisieren.

Den Kern der Erzählung bildet die ausführliche Wiedergabe der überlieferten, im Original lateinisch gehaltenen Korrespondenz mit Johannes Kepler, der aus 40 Briefen aus den Jahren 1601 bis 1609 besteht. Hendrik Gröttrup hat sich sehr intensiv damit auseinandergesetzt, und die Nähe zu den Quellen wird spürbar, indem er die Daten der Briefe angibt und mitunter sogar daraus zitiert. Es wird deutlich, dass die beiden Briefpartner gerade aus ihrem unterschiedlichen Weltverständnis heraus – Kepler folgte der heliozentristischen Lehre von Nikolaus Kopernikus und Fabricius dem Tychonischen Weltmodell mit einer geo-heliozentrischen

Sichtweise – die Reibungsfläche entwickelten, die zum Verstehen der zunächst irritierenden Beobachtungen der Marsumlaufbahn führten. Beide Astronomen stimmten bei der Beobachtung des Mars darin überein, erstmals eine elliptische Umlaufbahn eines Planeten zu berechnen. Keplers Interpretationen dieser Beobachtung lieferte ihm wichtige mathematische Argumente für die Bestätigung des Heliozentrismus.

Nach der Einschätzung Hendrik Gröttrups liegt in der langjährigen, vertrauensvollen und intensiven Zusammenarbeit der beiden Pioniere der wissenschaftlichen Astronomie die bisher weit unterschätzte eigentliche Kernleistung von David Fabricius. Kepler habe während dieser Jahre seine weltumstürzenden Ideen, die er abschließend 1609 in der „Astronomia Nova“ veröffentlichte, ausschließlich mit David Fabricius diskutiert. Auch wenn der Pastor aus Osteel Kepler hier in letzter Konsequenz nicht folgen wollte, hatte er doch einen wesentlichen Anteil an der Entstehung einer der wichtigsten Veröffentlichungen in der Geschichte der Astronomie, die zugleich auch eine wissenschaftliche Revolution einleitete. Obwohl die Korrespondenz mit Fabricius in den gesammelten Werken Keplers seit Jahrzehnten gedruckt vorliegt, wird seine Rolle als Diskussionspartner und der Verlauf des Gesprächs hier zum ersten Mal genau beschrieben, und darin liegt das große Verdienst dieser Veröffentlichung.

Leer

Paul Weßels

**Laura Hillmann, Ich pflanze einen Flieder für dich. Auf Schindlers Liste überlebt, aus dem Englischen übersetzt von Adrian Mills, Weimar 2019, 159 Seiten, Ill., 14,80 Euro, ISBN 978-3-945294-31-4.**

**Änne Gröschler, Aus dieser schweren Zeit. Bericht einer Jüdin aus Jever über ihre Rettung aus dem KZ Bergen-Belsen mit einem „Austauschtransport“ der Reichsbahn nach Palästina, herausgegeben und eingeleitet von Hartmut Peters (Schriften zur Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden im Landkreis Friesland, Nr. 1 a), Bremen 2020, 200 Seiten, Ill., 14,90 Euro, ISBN 978-3-86287-968-7.**

**Robert de Taube, Das offene Versteck. Bericht eines jüdischen Landwirts aus Ostfriesland, der in Berlin im Versteck der Menge den Deportationen nach Auschwitz entkam, herausgegeben und eingeleitet von Hartmut Peters (Schriften zur Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden im Landkreis Friesland, Nr. 6), Bremen 2019, 216 Seiten, Ill., 14,90 Euro, ISBN 978-3-86287-967-0.**

Laura Hillmann, Änne Gröschler, Robert de Taube: eine Schülerin, eine wohlstuierte Hausfrau, ein begüterter Landwirt und Viehhändler - diese drei jüdischen Menschen aus dem ostfriesischen und friesischen Raum haben den Holocaust überlebt und auf jeweils ganz eigene Weise für die Nachgeborenen Zeugnis abgelegt von ihrer Verfolgung und Demütigung während des Nationalsozialismus. Ihre Geschichten ersetzen keine wissenschaftlichen Untersuchungen, sind als Zeitzeugenberichte aber notwendige Ergänzungen zum historischen Diskurs. Sie lebten in Aurich, Jever und auf dem Gut Horster Grashaus bei Neustadtgödens. So unterschiedlich ihre Leidenswege gewesen sind, sie alle schildern in einer eindringlichen und geradlinigen Sprache ihren Kampf ums nackte Überleben. Es sind die

Geschichten von Menschen, die sich von ihrer Angst nicht haben zerstören lassen, und diese vor allem gegenüber ihren Verfolgern nicht – oder nur selten – zeigten.

Laura Hillmann wurde am 16. Oktober 1923 als Hannelore Wolff in Aurich geboren. Von ihrer engeren Familie überleben nur die beiden älteren Schwestern, die rechtzeitig emigrieren konnten. Ihre Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum von der Pogromnacht 1938 in Aurich bis zum Kriegsende 1945. 1942 befand sich die Achtzehnjährige noch in vermeintlicher Sicherheit in einem Internat in Berlin. Als ihre Mutter den Deportationsbefehl in das Ghetto Lublin erhielt, entschloss sich Hannelore, sie und ihre beiden jüngeren Brüder zu begleiten. Ihr Vater war im März 1942 in der Tötungsanstalt Bernburg umgebracht worden. Aber nur Hannelore konnte der Vernichtungsmaschinerie entkommen.

Sie überlebte die Schrecken und Gräueltaten von acht Arbeits- und Konzentrationslagern, darunter auch Auschwitz-Birkenau: Sie erduldet physische und psychische Gewalt, Hunger und Todesangst, erlebte Freundschaft und Solidarität aber auch Rücksichtslosigkeit unter den inhaftierten Frauen. Nie, so scheint es, hat sie ihre innere Würde aufgegeben. Im Arbeitslager Budzyn verliebte sie sich in Bernhard (Dick) Hillman, einen polnisch-jüdischen Kriegsgefangenen. Ihre Liebe gab ihnen gegenseitig Kraft. Dicks Versprechen, ihr später einen Fliederbaum zu pflanzen, wie er in ihrer Heimat Aurich im elterlichen Garten stand, ermöglichte ihr die rettende Erinnerung an eine glückliche Kindheit und damit die Hoffnung auf eine Zukunft. Beide überlebten, weil sie einen Platz auf Schindlers Liste erhielten.

1947 emigrierten sie in die USA. Laura Hillmann, wie sie nun in den USA hieß, brauchte viele Jahre, bis sie sich den Geschehnissen aus der NS-Zeit stellte und sich entschied, ihre Geschichte aufzuschreiben. Ihre englischsprachigen (!) Memoiren erschienen 2005: „I will plant you a lilac tree. A memoir of Schindler's List Survivor“. Laura Hillmann beantwortete damit für sich die schuldbeladene Frage, unter der so viele Holocaust-Überlebende leiden: Weil sie überlebt hatte, musste sie über den Holocaust schreiben und in High-Schools und Colleges als Zeitzeugin auch darüber erzählen. Nur einmal 2004 besuchte sie mit ihrem Enkel ihre Geburtsstadt Aurich. Die Übersetzung der bemerkenswerten Überlebengeschichte von Hannelore Hillmann ins Deutsche war überfällig. Lobenswert, dass der Eckhaus-Verlag mit Unterstützung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Ostfriesland, Günter Lübbers und der Stadt Aurich die deutschsprachige Ausgabe möglich gemacht hat. Fotografien aus Privatbesitz und vom Besuch der Familie Hillmann 2004 in Aurich runden die Ausgabe ab.

Ein ganz anderer Anlass war es, der Anne Gröschler 1944 zum Aufschreiben der Erinnerungen über ihre Verfolgungszeit bewegte. In jenem Sommer hatte sie mit dem „Transport 222“ das rettende Palästina erreicht. In erster Linie diente der Akt des Schreibens der Bewältigung ihrer traumatischen Erlebnisse und war ursprünglich nicht zur Veröffentlichung, sondern nur für ihre Familie gedacht. Sie nannte ihre Aufzeichnungen, die mit dem Novemberpogrom 1938 beginnen: „Aus dieser schweren Zeit“.

Anne Gröschler wurde am 16. August 1888 in Osnabrück geboren und heiratete Hermann Gröschler, der einer angesehenen und wohlhabenden Familie in Jever angehörte. Doch die Idylle erwies sich als Scheinwelt. Seit 1933 schlugen der Familie, die zu den Honoratioren von Jever zählte, Hass und Anfeindungen entgegen. Anne Gröschler beginnt ihren Bericht mit der Schilderung des Novemberpogroms 1938: „Mit einem Mal waren wir Juden, wir unschuldigen, braven Juden,

aus dem Buch der Menschheit ausgestrichen. Banditen regierten das Land.“ (S. 48) Die Flucht im Januar 1939 in die Niederlande zu Verwandten und Freunden war unausweichlich. Der Aufenthalt in Groningen wurde zu einem Versteckspiel, bis das Ehepaar 1942 im Lager Westerbork interniert wurde. Nach zwei Jahren folgte die Verlegung ins KZ Bergen-Belsen, wo Hermann Gröschler kurz darauf starb. Änne überlebte, weil es Angehörigen zuvor gelungen war, die Gröschlers auf die sogenannte Palästina-Liste zu setzen. Im Kriegsjahr 1944 fand der „dritte deutsch-palästinensische Zivilgefangenen austausch“ mit Häftlingen aus Bergen-Belsen statt. Wenige ausgewählte jüdische Bürger konnten gegen internierte Deutsche ausgetauscht werden. Die erstaunliche Ausreise erfolgte mit der Bahn über Wien, Istanbul und Beirut nach Palästina. Änne Gröschler kehrte 1948 in die Niederlande zu ihrer Tochter zurück. Deutschland betrat sie nie wieder. Der Herausgeber Hartmut Peters konnte mit Erlaubnis ihrer Nachkommen die eindrucksvollen Aufzeichnungen von Änne Gröschler veröffentlichen. Er hat sie mit einer Einführung und einem biografischen wie auch historischen Überblick bereichert. In den Fußnoten werden Orte, Institutionen und sprachliche Eigenarten erläutert, Personen mit knappen biografischen Angaben erfasst. Fotografien aus dem Privatbesitz der Löwenbergs, der Sammlung Peters und dem Herinnerungszentrum Westerbork runden das Buch ab.

Genauso sorgfältig kommentiert, eingeleitet und mit Abbildungen versehen hat Hartmut Peters die dritte vorzustellende Publikation. Es handelt sich um die Geschichte von Robert de Taube, geboren am 16. November 1896 in Neustadtgödens. Seine Familie bewirtschaftete das große landwirtschaftliche Gut Horster Grashaus, trieb Ackerbau, Viehhandel und Pferdezücht. Robert de Taube überlebte die Zeit der Verfolgung in Berlin in einem „offenem Versteck“ und entschloss sich nach Kriegsende sofort, trotz aller erlittenen Feindseligkeiten und Demütigungen in seine Heimat zurückzukehren. Robert de Taube starb dort im August 1982. Auch er hatte ebenso wenig wie Änne Gröschler eine Veröffentlichung seiner Geschichte geplant, geschweige denn diese eigenhändig aufgeschrieben. Seine Erinnerungen beruhen auf einem Interview, das er 1971 einem Neffen aus New York gab. Die drei Audio-Kassetten tauchten erst 2018 in den USA wieder auf und sind Grundlage der Veröffentlichung. Inhaltlich ergänzt wurde die Edition mit Auszügen aus einem sechsseitigen Typoskript, das 1979 von Robert de Taube verfasst wurde und ausschließlich die Zeit ab 1953 zum Inhalt hat.

Er überlebte, weil er 1940 in Berlin in den Untergrund ging, wie auch ca. 4-5.000 weitere Juden, von denen weniger als die Hälfte überlebten. Er wechselte ständig seinen Unterschlupf, versteckte sich in den Waggons der Stadtbahn, fuhr hin und her auf dem Liniennetz und fand Unterschlupf bei Menschen, die damit auch ihr eigenes Leben riskierten. Er handelte mit Gemüse, Obst und Kleidung, arbeitete als Gärtner. Manchmal war es Glück oder Zufall, dass er der Gestapo und auch den Bombenabwürfen entkam, oft lag es an seiner gewitzten Eigeninitiative, die ihn überleben ließ. Seine Geschichte klingt nie rührselig und die Menschen, die ihm halfen, erscheinen nicht als Helden, wohl aber als besonders mutig. Nach Kriegsende kehrte er sofort wieder in die Heimat zurück, er wollte wieder dazu gehören als Bauer und Viehhändler. Auch diese Schilderungen des Lebensabschnittes zwischen ehemaligen Tätern und Mitläufern bleiben erstaunlich unaufgeregt und bieten doch ein erschütterndes Lehrstück über die Schwierigkeiten, die jüdische Bürger beim Kampf um die Rückerstattung ihres enteigneten Besitzes bewältigen mussten.

Angesichts des unaufhaltsamen Verschwindens der letzten Zeitzeugen des

Holocaust rücken die Fragen rund um den Holocaust einmal mehr ins Interesse. Deshalb ist es wichtig, dass diese drei Selbstzeugnisse, zwischen Erzählung und Bericht angesiedelt, herausgegeben und veröffentlicht wurden. Es gilt nicht, diese Texte auf historische Fakten abzuklopfen, historische Unkorrektheiten zu suchen oder ihnen fehlende dokumentarische Authentizität vorzuwerfen. Sie sind das, wofür sie sich ausgeben: unpräzise Erinnerungen an die Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung, die jedes Pathos vermeiden. Trotz der unterschiedlichen Biografien gibt es noch weitere Gemeinsamkeiten: Die AutorInnen sehen sich zwar als Opfer des nationalsozialistischen Antisemitismus, agieren aber nicht wie Opfer, die sich willenlos aufgegeben haben. Zeitzeugenberichte können den Nationalsozialismus und die Systematik des Terrors nicht erklären. Deshalb geben die Texte, obwohl wir Nachgeborenen es gerne erfahren würden, auch keine Antwort auf die virulente Frage, wie aus Nachbarn Täter wurden. In den hier vorgestellten Erinnerungen scheint der Antisemitismus mit dem Jahr 1933 – das Jahr wird von den Protagonisten schlaglichtartig beleuchtet – plötzlich, unerwartet und grausam in den Alltag einzubrechen.

Oldenburg

Astrid Parisius

**Klaus Püschel / Eilin Jopp-van Well / Wolfgang Jahn / Henning Haßmann / Michael Schultz / Andreas Bauerochse (Hrsg.), „Bernie“ – die Moorleiche von Bernuthsfeld. Ergebnisse der interdisziplinären Erforschung und Rekonstruktion eines frühmittelalterlichen Fundkomplexes aus Ostfriesland (Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens, Bd. 57), Rahden/Westf. 2019, 295 Seiten, 271 Ill., 54,80 Euro, ISBN 978-3-89646-849-9.**

Moorleichen sind ein faszinierendes Thema der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie und ein Anziehungspunkt in den Museen. Dies ist immer wieder in den Landesmuseen von Hannover, Oldenburg und Schleswig zu beobachten, die Moorleichen ausstellen bzw. ausgestellt haben. Dies trifft nicht nur für Deutschland zu, sondern auch für das Ausland, wie beispielsweise in Aarhus, London oder Dublin, wo ebenfalls Moorleichen ausgestellt sind.

Die Moorleichenforschung hat in Norddeutschland eine lange Tradition, die auf Johanna Mestorf zurückgeht, die langjährige Leiterin des Kieler Museums vaterländischer Altertümer. Sie prägte den Begriff „Moorleiche“ und publizierte bereits 1900 und 1907 längere Aufsätze zu den norddeutschen Moorleichen und erwähnte auch den „Mann von Bernuthsfeld“.

Der hier zu besprechende Band ist das Ergebnis eines gemeinsamen interdisziplinären Forschungsprojektes der Rechtsmedizin des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE), der Anatomie der Universitätsmedizin Göttingen und des Niedersächsischen Landesamts für Denkmalpflege Hannover sowie des Ostfriesischen Landesmuseums Emden und weiteren Projektpartnern.

Im Jahre 1907 wurde beim Torfstechen im Südmoor (S. 25, Abb. 3) von Bernuthsfeld bei Tannenhausen, Kr. Aurich, Ostfriesland, ein bekleidetes Skelett entdeckt. M. Heumüller (S. 19-34) schildert in ihrem forschungsgeschichtlichen Beitrag seine Entdeckungsgeschichte. In der älteren Literatur wurde vermutet, dass der „Mann von Bernuthsfeld“ erschlagen wurde, da Teile des linken Scheitelbeins

fehlen (S. 26). Dies konnte aber bei den neuen Untersuchungen nicht bestätigt werden und ist wohl ein postmortales Artefakt.

Drei Radiocarbonaten von Haar, Knochen und einem der Kleidungsstücke ergaben ein kombiniertes frühmittelalterliches Datum zwischen 660 und 770 n. Chr. (S. 252, Abb. 2). Die Tatsache, dass nur Knochen, Gehirn, Haare und Finger-/Zehennägel erhalten blieben, deutet nach Dirk Schoenen (S. 57-74) darauf hin, dass die Leiche zuerst auf der Mooroberfläche gelegen haben und verwest sein dürfte. Das Fehlen von Fraßspuren kann m. E. durch die Position im Moor und den bekleideten Zustand der Leiche bedingt sein. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt erfolgte dann die Bestattung in einer Grube, die mit einer dicken Moosschicht ausgepolstert war (S. 68). Der Mann war anscheinend vollständig bekleidet mit Rock und Tuch sowie einem Mantel und lag auf seiner rechten Seite mit angewinkelten Beinen, wie dies Hans Hahne (1925) rekonstruiert hat (Abb. 9).

Die Skelettreste und Haare wurden von einem großen Forschungsteam ausführlich makroskopisch, röntgenologisch und computertomographisch, licht- und rasterelektronenmikroskopisch untersucht (S. 81-248, 273-295). Außerdem wurden Isotopenanalysen der Haare angefertigt, die eine Ernährungsrekonstruktion der letzten sieben Monate erlaubte. Die Ernährung war proteinreich, wohl auf der Basis von Süßwasserfisch (S. 245).

Die textilkundliche Bearbeitung erfolgte durch Sylvia Mitschke (S. 249-258). Die 1907 mit den Skelettresten gefundenen Kleidungsstücke umfassen einen Ärmelrock (Flickentunika), eine Fransendecke als Mantel, ein viereckiges Tuch, zwei lange Wollbinden (Gamaschen?), vier Wollschnüre, mehrere wollene Lappen, eine heute nicht mehr erhaltene Kapuze, einen groben (mit Einnähstelle einer Schnalle) und einen feinen Lederriemen, eine lederne Messerscheide sowie weitere Lederreste und einen hölzernen Stock (S. 253). Die Kleidungsreste waren bereits von Hans Hahne (1925) publiziert worden. Eine Restaurierung erfolgte 1998 am Archäologischen Landesmuseum Schleswig unter der Leitung von Heidemarie Farke. Die Kleidungsreste sind im Beitrag von Marion Heumüller abgebildet (Abb. 5-9) und beschrieben (S. 27-31). Unverständlich ist, warum der Restaurierungsbericht auch nicht auszugsweise in den Band integriert wurde. Nur Farkes Kartierung der unterschiedlichen Gewebearten wurde abgebildet (S. 28, Abb. 5b).

Robert Lehmann, Mark Viebrock und Konrad Koszinowski führten Farbstoffanalysen an der Flickentunika mit chemisch-analytischen Methoden durch (S. 259-272). Nur an Flickchen 40 der Tunika (Abb. 8) konnte der gelbe Farbstoff Quercetin wahrscheinlich gemacht werden (S. 269). In allen anderen Proben haben sich keine Farbreste mehr erhalten. Die typische Braunfärbung der Textilien ist wohl auf die Eisen-Huminsäure-Komplexe zurückzuführen (S. 269).

Sehr informativ und methodologisch wichtig ist die Gegenüberstellung der unterschiedlichen Gesichtsrekonstruktionen des „Mannes von Bernuthsfeld“, die von vier verschiedenen Teams erstellt wurden (Caroline Wilkinson / Mark Roughley, Facial depiction of „Bernie“, man from the bog, S. 273-276; Steffi Burrath, Gefahndet wird nach: „Bernie“ - Die zeichnerische Gesichtswichteilrekonstruktion, S. 277-280; Melanie Braun / Stefan Schlager / Michael Gopper / Ursula Wittwer-Backofen, From Fragment to Face - The Reconstruction of the Skull and the Face of „Bernie“, S. 281-288; Kerstin Kreutz, „Bernie“ und eines seiner Gesichter - eine plastische Gesichtsrekonstruktion, S. 289-292). Die Beteiligten

hatten dies bereits für das „Mädchen aus dem Uchter Moor“ unternommen und die Ergebnisse vorab in der Zeitschrift „Rechtsmedizin“ publiziert (Püschel u.a. 2011).

In dem abschließenden Beitrag (S. 293-295) rekonstruieren Klaus Püschel, Eilin Jopp-van Well und Michael Schultz die Osteobiographie des „Mannes von Bernuthsfeld“ auf der Grundlage der vielfältigen Untersuchungsergebnisse: Der (25) 30-40 (45) Jahre alte Mann besaß eine rekonstruierte Körperhöhe von 160-170 cm. Die Knochenmaße weisen auf einen Rechtshänder. Der Körperbau war normal bis schlank. Die Muskelmarken der unteren Extremität sind kräftig ausgebildet, was mit einer entsprechenden körperlichen Aktivität in Verbindung stehen dürfte. Die dünneren Haare weisen wohl auf eine hellere Haarfarbe.

Hinweise auf Wachstumsstörungen im Alter von 12-16 Jahren liegen in Form von sog. „Harrislinien“ vor, wobei die Ursache offen bleiben muss. Im Kindesalter litt der Mann wohl auch an einer chronischen Stirnhöhlenentzündung sowie an einer Mittelohrentzündung. Beides ist auch bei heutigen Kindern nicht ungewöhnlich.

Möglicherweise im frühen Erwachsenenalter, vielleicht aber auch schon vorher, kam es zu einer Entzündung der Bandscheibe zwischen dem 11. und 12. Brustwirbel und anschließend zu einer Verknöcherung beider Wirbelkörper. Irgendwann im Erwachsenenalter kam es zu einer Fraktur der 10. Rippe nahe der Rippenwirbelgelenke. Eine Arthrose ist weitgehend auf das Hüftgelenk beschränkt. Wahrscheinlich ebenfalls im Erwachsenenalter entstanden die leichten kariösen Defekte und die Reduktion der Alveolarränder als Folge einer chronischen Parodontitis sowie die Zahn(fleisch)taschen.

Man hätte sich gewünscht, die vielfältigen Ergebnisse zum Leben des Mannes von Bernuthsfeld im frühmittelalterlichen bioarchäologischen Kontext Norddeutschlands gewürdigt zu sehen, wie dies im Beitrag von Jan Kegler zur Archäologie geschehen ist (S. 35-55): sind die nachgewiesenen Erkrankungen üblich oder selten, wie ist die allgemeine Sterblichkeit im 8. Jh., gibt es Parallelen zu anderen Moorleichen? Auch wären Vergleiche mit anderen Populationen des Frühmittelalters aus dem Küstengebiet bzw. aus Norddeutschland wünschenswert.

Diese kritischen Anmerkungen sollen aber nicht den positiven Gesamteindruck des vorliegenden Bandes schmälern. Hier wurde eine wichtige Moorleiche des Frühmittelalters nach allen Regeln der Kunst vorgelegt. Insgesamt handelt es sich um einen inhaltsreichen Band, dem man noch weitere vergleichbare wünscht, zumal andere Moorleichen auf ihre (Neu-) Untersuchung warten (S. 23, Abb. 2). Notwendig für eine bessere internationale Rezeption wären allerdings englischsprachige Zusammenfassungen und Key words der einzelnen Beiträge.

München

Wolf-Rüdiger Teegen

**Bart Ramakers (Hrsg.): Memento Mori. Sterben und Begraben in einem ruralen Grenzgebiet (Historia agriculturae, Bd. 48), Groningen 2018, 313 Seiten, Ill., 20 Euro, ISBN 978-94-034-1427-0.**

Unsere Vorstellung vom Tod, unser Umgang mit dem Sterben und der Trauer über den Verlust eines Menschen hat sich im Laufe der Geschichte immer wieder

gewandelt. Die Bestattungssitten und die Formen des Gedenkens an die Verstorbenen sind Spiegel von kulturellen Brüchen und Kontinuitäten. Der fokussierte Blick auf eine Region und Landschaft hebt Besonderheiten hervor, lässt daher aber auch Veränderungen schärfer oder Traditionen beharrlicher erscheinen. Diesem Thema geht die 2018 in der Reihe „*Historia Agriculturae*“ erschienene Publikation als Ergebnis eines grenzüberschreitenden Kooperationsprojektes von Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen aus den nördlichen Niederlanden und Nordwestdeutschland nach. Zwischen 2010 und 2014 wurden unter dem Titel „*Memento mori*“ und „*Lebendiges Kulturerbe/Levend Erfgoed*“ Kolloquien, Tagungen, wissenschaftlicher Austausch, Ausstellungsprojekte sowie Datenbanken und digitale Inventare von Friedhöfen und Begräbnisstätten organisiert. Die organisatorischen Hauptpartner waren die Universität Groningen, die Ostfriesische Landschaft sowie das Museumshuis Groningen und das Schlossmuseum Jever. Ziel war das Thema „*Sterben und Begraben*“ und dessen kulturelle Hinterlassenschaften mehr in den Fokus zu rücken, grenzübergreifend zu dokumentieren und wissenschaftlich zu untersuchen, zumal die Relikte und das Wissen um diese Memorialkultur mehr und mehr verloren gehen und der Umgang mit dem Tod vor einem Wandel steht. Der niederländisch-deutsche Küstenraum stellt sich hier als überwiegend ländlich geprägter Untersuchungsraum dar, der gerade vom Mittelalter bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein von einem festen gesellschaftlichen Zusammenhalt geprägt war. Die Individualisierung und die Verdrängung und Entfremdung der Menschen von ihrem Tod sind Entwicklungen, die dem „*memento mori*“ insbesondere in der westlichen Welt seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die regionalen, in diesem Band vor allen Dingen auf den Groninger Raum und Ostfriesland bezogenen Eigentümlichkeiten nehmen.

Der weite historische Blick, der Aspekte der Sozial-, Kultur-, Kunst-, Kirchen- und Literaturgeschichte erforscht, hat auch die Auswahl der 17 Beiträge in diesem Sammelband bestimmt, der Vorträge verschiedener Tagungen publiziert. Die Beiträge sind in niederländisch oder deutsch verfasst. Hilfreich ist eine Zusammenfassung in der jeweils anderen Sprache.

Der Herausgeber, Bart Ramakers, war und ist ein engagierter Motor des Projektes. Jeweils drei bis vier Beiträge wurden unter ein Oberthema zusammengefasst. Der Bogen wird von der „*Erinnerungskultur*“, den „*Friedhöfen und Grabsteinen*“, der „*Grabsteinpoesie*“ bis hin zu den Themen „*Trost*“ und „*Künste*“ gespannt. Allen Beiträgen ist gemein, dass sie Quellen zum Thema „*Sterben, Tod und Begraben*“ in den Blick nehmen, die bislang wenig und schon gar nicht systematisch erschlossen worden sind. Todesanzeigen, Inschriften, Gelegenheitsschriften, tradierte Bräuche sind Zeugnisse, die erst zum Sprechen gebracht werden müssen. Die Bestattungskultur hat sich immer wieder den neuen gesellschaftlichen Veränderungen angepasst, technische und mediale Entwicklungen aufgenommen und neue Formen des Gedenkens entwickelt. Sterben und Begraben sind jedoch nicht nur eine private Angelegenheit, die sich in intimen Dokumenten widerspiegelt. Auch obrigkeitliche Maßnahmen, wie das Führen von Sterbe- und Personenstandregistern, Verfügungen zur Hygiene auf Friedhöfen oder der zulässigen Personenzahl bei Beerdigungen sind wichtige Quellen, zeigen sie doch, wie regulierend staatliche Strukturen, aber auch religiöse Vorstellungen in den persönlichsten Bereich des Lebens vordringen. Über die quellenkundlichen, historischen Untersuchungen hinaus, liefert der Band auch Beiträge, die sich mit theologisch-philosophischen Aspekten des „*memento*

mori“ auseinandersetzen. Die christliche Religion und ihre Interpretation des Todes sind natürlich auch für den niederländisch-deutschen Küstenraum von zentraler Bedeutung. Trauer und Trostspende haben vor diesem Hintergrund ganz eigene musikalische, gestalterische und poetische Formen entwickelt.

Sicherlich können auch in diesem Band nicht alle Aspekte des Umgangs mit „Sterben und Begraben“ behandelt werden. Doch zeigt die Auswahl der Beiträge wie vielschichtig dieses Thema ist und wie sinnvoll gerade hier interdisziplinäre Forschung sein kann. Nur über die Fächergrenzen hinweg können wir uns diesem Thema nähern. Der Band zeigt aber auch, wieviel Forschungsarbeit auch länderübergreifend noch zu leisten ist: Quellen müssen erschlossen, Datenbanken gefüllt, Friedhöfe dokumentiert und behutsame Gespräche geführt werden. Bart Ramakers hat mit dieser Publikation sicherlich nicht ein abschließendes Werk zum Thema vorgelegt, sondern vielmehr, was wichtiger ist, neugierig gemacht und weitere Forschung angestoßen. Alle Beiträge sind als Vorträge auf Tagungen gehalten worden, haben Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, haben Fachleute, die sich mit Tod und Sterben befassen, zusammengebracht und miteinander diskutieren lassen. Wie inspirierend dieser lebhafteste Austausch über die Grenzen hinweg ist, zeigt diese Publikation eindringlich.

Jever

Antje Sander

**Reinhard Ruge, Die Arp-Schnitger-Orgel in der Ludgerikirche zu Norden (Ostfriesland), Oldenburg 2019, 200 Seiten, Ill., 28 Euro, ISBN 978-3-7308-1550-2.**

Orgelmusik, sie sei nun geistlich oder weltlich, erfreut sich im allgemeinen großer Beliebtheit bei dem hörenden Publikum, und somit gehören Orgelkonzerte, ebenso wie die sonntägliche Begleitung des Gottesdienstes, zu den unverzichtbaren Bestandteilen des kirchenmusikalischen Gemeindelebens. Es ist daher angemessen, dass die Orgelmusik mittlerweile in das bundesweite Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes und darüber hinaus auch in die repräsentative Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit aufgenommen worden ist.

Bei aller Wertschätzung für die Orgelmusik muss jedoch die Frage erlaubt sein, wie es um das Interesse an der Orgel selbst bestellt ist. Für die Beschäftigung mit diesem Thema ist Ostfriesland geradezu prädestiniert. Die Region verfügt mit über 90 bedeutenden Orgeln aus sechs Jahrhunderten über eine der reichsten Orgellandschaften der Welt. Sie ist es wert, in immer größerem Rahmen nicht nur von Organisten und Orgelbauern aus dem In- und Ausland wertgeschätzt, sondern auch dem (kirchen-)musikalisch interessierten Laien und Hörer hierzulande erschlossen und nähergebracht zu werden. So ist es zu begrüßen, dass wieder ein Werk erschienen ist, das sich der „Königin der Instrumente“ widmet.

Passend zum 300. Todestag des Hamburger Orgelbauers Arp Schnitger (1648-1719), der auch den Orgelbau in Ostfriesland deutlich beeinflusst hat und dessen Arbeiten den Höhepunkt des barocken Orgelbaus in Nordeuropa darstellen, veröffentlichte Reinhard Ruge 2019 eine Arbeit über die Arp-Schnitger-Orgel in der Norder Ludgerikirche.

Diese Orgel ist nicht nur die zweitgrößte Orgel Ostfrieslands und die zweitgrößte erhaltene Schnitger-Orgel in Deutschland: Die Norder Orgel ist historisch

und musikalisch ein Kunstwerk von internationalem Rang. Reinhard Ruge ist als langjähriger Organist zu Norden sowie als Orgelrevisor in Ostfriesland ein ausgezeichneter Kenner der Materie. Er hat bereits mehrfach u.a. zur Geschichte der Arp-Schnitger-Orgel veröffentlicht.

Im vorliegenden Buch schildert Ruge zunächst überblickartig die Geschichte der Vorgängerinstrumente bis 1686. Ausführlich werden weiterhin die Entschlüsse des Norder Kirchenvorstands, eine neue Orgel herstellen zu lassen, und die Verhandlungen um die Verpflichtung Schnitgers zum Orgelbauer wiedergegeben. Im weiteren Verlauf beschreibt Ruge nun den Bau der Orgel und verfolgt deren wechselhafte Geschichte, in der zahlreiche Einflüsse wie Krieg, Auslagerung, Revisionen und Restaurierungsversuche, aber auch Änderungen des (kirchen-)musikalischen Geschmacks Spuren an dem Instrument hinterlassen haben. Die Darstellung endet mit der Übernahme des Organistenamts der Ludgerikirche durch Ruge selbst zu Beginn der 1970er Jahre und wird durch kurze Überblicke über die große Orgelrestaurierung ab 1981 und ihre Vor- und Nacharbeiten, den als „Norder Stimmung“ bekannten Klang der Orgel, die dem Organisten aktuell zur Verfügung stehende Disposition und die Arbeiten zur heutigen farblichen Gestaltung des Orgelgehäuses abgerundet.

Im zweiten Abschnitt seines Buches gibt Ruge den von Orgelbauer Jürgen Ahrend (\*1930) aus Leer-Loga verfassten Bericht der umfassenden Orgelrestaurierung 1981-1985 wieder. Obwohl Ahrend selbst anlässlich seines 90. Geburtstages im Rundfunk erklärte, er sei davon überzeugt, dass niemand wisse, wie ein historisches Instrument vor 300 Jahren genau geklungen habe, ist es seiner hervorragenden Arbeit zu verdanken, dass das alte Klangbild der Orgel weitestgehend und konsequent wiederhergestellt werden konnte. Überdies wurden Aspekte seiner meisterhaften Arbeit Grundlage bei weiteren Orgelrestaurierungen und Neubauten.

Die Überschrift „Restaurierungsbericht“ mag den Laien möglicherweise zunächst noch vor der Lektüre des Kapitels zurückschrecken lassen – werden solche Berichte doch eher für das Fachpublikum verfasst. Auch zeigt ein erstes Durchblättern des Berichtes eine Fülle an Risszeichnungen, Tabellen und Detailabbildungen, die auf den ersten Blick schwer verständlich erscheinen. Wer sich dem Wagnis der Lektüre dennoch unterzieht, wird reich belohnt, denn er erhält einen unvergleichlichen Einblick in die Komplexität des Instruments, in Aufbau und Funktion seiner Baugruppen. Auch werden die Kenntnisse der verschiedenen Werkstoffe, handwerklichen Fähigkeiten und vor allem der Enthusiasmus, den es braucht, um sich einer solchen gewaltigen Arbeit zu stellen, überdeutlich. Es ist vielleicht nicht übertrieben zu sagen, dass der Leser Anblick und Klang einer Orgel nach der Lektüre dieses Berichtes anders erlebt.

Der dritte abschließende Teil des Buchs – nun wieder von Reinhard Ruge – stellt in kurzen biographischen Skizzen die für die Norder Orgel relevanten Orgelbauer Andreas de Mare, Edo Evers, Arp Schnitger und J. Ahrend sowie die Organisten der Ludgerikirche von 1548 bis in unsere Zeit vor. Hier erhält der Leser noch unverzichtbare historische Hintergrundinformationen zur Geschichte der Orgel, zu ihrem Bau sowie zu ihrem Einsatz als extrem vielseitiges Musikinstrument.

Zahlreiche Abbildungen im Restaurierungsbericht und auch in den von Ruge verfassten Abschnitten sowie ein Anhang mit Glossarium und Faksimiledrucken

wichtiger Dokumente runden das Buch ab. Das Werk kann nicht nur Organisten und Orgelbauern, sondern auch dem an der Geschichte und am Klang der Norder Orgel interessierten Publikum sehr empfohlen werden.

Norderney

Dietrich Nithack

**Klaas-Dieter Voß, Das Emdener Religionsgespräch von 1578. Zur Genese des gedruckten Protokolls sowie Beobachtungen zum theologischen Profil der flämischen Mennoniten, Leipzig 2018, zugl. Univ.-Diss. Oldenburg, 704 Seiten, 98,00 Euro, ISBN 978-3-374-05435-0.**

Mit seiner Dissertation „Das Emdener Religionsgespräch von 1578. Zur Genese des gedruckten Protokolls sowie Beobachtungen zum theologischen Profil der flämischen Mennoniten“ beschreibt Klaas-Dieter Voß umfassend die Historiographie der Mennoniten aus der Reformationszeit des 16. Jahrhunderts. Ausgangspunkt seiner Untersuchung (S. 26) ist die Frage nach der Authentizität der handschriftlichen Protokolle des Emdener Gesprächs von 1578 sowie dem Abgleich mit der ersten Druckfassung in mittelniederdeutscher Sprache. Er ergründet das theologische Profil der flämischen Mennoniten (S. 27).

Aus dem umfangreichen handschriftlichen Aktenbündel aus dem Emdener Stadtarchiv ist durch seine sorgfältige Arbeit als nachweislich sehr gutem Kenner der ostfriesischen Kirchengeschichte ein Standardwerk der norddeutschen bzw. niederdeutschen Täufergeschichte geworden. Vor allem die ansonsten kaum verstehbaren Spaltungen der Mennoniten in Adamiten, Waterländer und Flaminge aufgrund theologischer Interventionen und Lebensumstände werden dargelegt. Der Verfasser führt den Leser in die Vorgeschichte und den Ablauf des Religionsgesprächs ein, das vom 27. Februar bis 17. Mai 1578 in über 124 Sitzungen in der Kulunderburg und später in der Gasthauskirche in Emden stattgefunden hat. Während dieses Zeitraums diskutierten Prediger von reformierter Seite aus Emden bzw. benachbarten Kirchengemeinden mit flämischen Mennoniten über vierzehn Glaubensartikel, die Menso Alting (1541-1612) als Organisator des Gesprächs und Wortführer leitete. Er wollte das Kirchenwesen in Emden im Sinne Calvins neu ordnen und sich dabei von Taufgesinnten und Lutheranern abgrenzen.

Hauptakteure von flämischer Seite waren Brixius Gerrits (gest. nach 1592) und Peter van Collen (vor 1530 - nach 1603). Ihre Biografien (S. 112-118) zeigen, dass sie mehrfach in Versöhnungsprozesse eingebunden waren. Menso Alting erkannte sie nicht als gleichberechtigte Gesprächspartner im Austausch theologischer Lehrmeinungen an. In der sich ständig ändernden Gesprächsordnung mutiert ihre Begegnung oftmals zu Streit (S. 173) und kommt einem Verhör (S. 169) gleich, wenn Alting sie zu Definitionen von „Heiligung“ (S. 321), „Glaube“ (S. 323) und „Wiedergeburt“ (S. 349) herausfordert. Außerdem bemängelt er mehrfach provozierend die Art und Weise ihres Umgangs mit der Bibel (S. 204).

Ein erster Blick auf die umfangreiche Arbeit von Voß lässt erkennen, dass er gemäß der festgelegten Gesprächsordnung alle Themen paraphrasierend und zum Teil kommentierend dargelegt hat. Sie werden als Hinführung inhaltlich eingeleitet und kommen gelegentlich einer längeren thematischen Abhandlung gleich (Thema Gemeindegliederung, S. 498). Bemerkenswert ist, wie sich alle Themen

in diesem Diskussionsprozess aufeinander beziehen. In dem fast letzten Thema Eschatologie (S. 598) wird die monophysitische Christologie erörtert, die schon im Zusammenhang mit dem Anliegen über die Menschwerdung Christi behandelt wurde (S. 225, 402, 403).

Zur Genese des gedruckten Protokolls erkennt Voß durch sorgfältige Analyse des bis heute existierenden Textmaterials drei unterschiedliche handschriftliche Textfragmente. Das älteste des mennonitischen Protokolls sei eher einem reformierten Schreiber zuzuordnen. Dieser habe auch das ältere Fragment redaktionell überarbeitet. Das handschriftlich reformierte Protokoll sei im Gegensatz zum mennonitischen vollständig. Allerdings sei es keine ursprüngliche Mitschrift, sondern eine später angefertigte und redaktionell überarbeitete Fassung. Keine der noch vorliegenden Handschriften sei für den Drucker Vorlage gewesen. Voß differenziert sechs nacheinander entstandene Fassungen des 1579 gedruckten Protokolls und resümiert, dass es sich bei den im Emdener Stadtarchiv aufbewahrten Dokumenten nicht um Texte handelt, die während der zeitgenössischen Sitzungen entstanden seien. Die hiermit verbundene wissenschaftliche Detailarbeit kann nur lobend zur Kenntnis genommen werden.

Im Zusammenhang mit Beobachtungen zum Profil der flämischen Mennoniten und ihrer theologischen Besonderheiten sucht Voß Differenzen zur Ekklesiologie von Menno Simons aufzuzeigen (S. 653). Dazu greift Voß folgende fünf Themen noch einmal auf: Trinität Gottes, Menschwerdung Christi, Rechtfertigung und Heiligung, Gemeinde Christi und Obrigkeitsverständnis.

Der Begriff von der Dreifaltigkeit wurde von den flämischen Mennoniten abgelehnt in deutlicher Differenz zu den reformierten Predigern, als auch Menno Simons (S. 655-656). Das Thema Menschwerdung Christi war unverkennbar ein Erbe Melchior Hoffmans. Menno Simons habe hervorgehoben, dass Christus, auch wenn genetisch nicht von Maria abstammend, doch aus ihr und damit aus dem Stamme Davids hervorgegangen sei. In den Augen der flämischen Mennoniten war Christus eine Neuschöpfung (S. 656-658). In Bezug auf Rechtfertigung und Heiligung stimmten die flämischen Mennoniten mit allen anderen reformatorischen Gruppierungen überein, wie Voß hervorhebt. Allein aufgrund der Gnade könne der Mensch vor Gott bestehen (S. 659). Menno Simons sei von der universalen Gnade überzeugt gewesen (S. 659, 661). Zum Thema Gemeinde vertraten die flämischen Mennoniten zwar die Meinung von Menno Simons, der diese aufgrund eigener Erfahrungen erst 1545 in den Fokus genommen habe. Hinsichtlich von Kennzeichen der wahren Gemeinde gäbe es zwischen den flämischen Mennoniten und Menno Simons aber einen geringen Unterschied, da das Kennzeichen der Kreuzesnachfolge nicht immer gegeben sei (S. 663). Im Zusammenhang mit dem Obrigkeitsverständnis verweist Voß auf die Emdener Täufergemeinde, die durch die Obrigkeit toleriert worden sei. Die flämischen Mennoniten sahen in Christus das alleinige Oberhaupt seiner Gemeinde (S. 664-665).

Zur Theologie der flämischen Mennoniten summiert Voß die Erkenntnisse der hier aufgeführten fünf Themen und bemerkt ausdrücklich, dass sie nach Emden gekommen seien, um innerhalb des zerstrittenen mennonitischen Täuferturns einen Friedensprozess voranzubringen. Deshalb hätten sie behutsam agieren müssen. Obwohl sie sich nicht als Mennoniten definierten, sei ihre mennonitische Haltung nicht zu verbergen gewesen. Als Besonderheit sei auf die melchioritischen Wurzeln in den südlichen Niederlanden hinzuweisen (S. 670).

Wie akribisch Voß den langen Diskussionsprozess des Emdener Religionsgesprächs von 1578 nach Inhalt und theologischer Ausrichtung analysiert, wird an Hinweisen auf Lücken, Einfügungen und Durchstreichungen deutlich, die er in Fußnoten kenntlich macht. In den Rahmenbedingungen verweist Voß immer wieder auf nummerierte Sitzungen mit jeweiliger Seitenangabe der Handschrift. Um die inhaltliche Tragweite ermessen zu können, wird ein Leser für die Nennung des jeweiligen Themas dankbar sein. Um der gewissenhaften Detailarbeit von Voß zukünftig folgen zu können, ist es ratsam, sich vorbereitend mit der reformatorischen Täuferbewegung im 16. Jahrhundert zu beschäftigen, in Sonderheit mit Melchior Hofman (1495-1543), Menno Simons (1496-1561) und der kirchengeschichtlichen Entwicklung in Ostfriesland. Darüber hinaus wäre die Kenntnis des Frankenthaler Gesprächs von 1571 nützlich, auf das sich Menso Alting immer wieder bezieht (S. 244, 304, 520). Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis bietet dazu eine wertvolle Fundgrube. Um sich, wenn auch nur mit einem einzelnen Thema aus der umfangreichen Arbeit von Voß theologisch zu beschäftigen, können die vielen biblischen Verweise eine Unterstützung bieten. Für eine eigenständige Spurensuche könnte in einer zukünftigen Ausgabe des Buches ein Namens- und Ortsregister im Anhang hilfreich sein.

Alles in allem ist die Arbeit von Klaas-Dieter Voß ein gelungenes Werk und zugleich ein Baustein aktueller Art, da es für das Jubiläum „Gewagt! 500 Jahre Täuferbewegung“ (1525–2025) Facetten geschichtlicher Erinnerungskultur bietet.

Westerstede

Karin Förster

**Klaas-Dieter Voß (Hrsg.), Freie Friesentöchter. Tradition und gelebte Wirklichkeit, Oldenburg 2019, 240 Seiten, Ill., 24,90 Euro, ISBN 978-3-7308-1535-9.**

Im Jahr 2008 startete der Niedersächsische Frauenrat die Initiative „frauen-Orte in Niedersachsen“ mit dem Ziel, Frauengeschichte zunehmend im kulturellen Gedächtnis der Regionen sichtbar zu machen und zu verankern. Ostfriesland ist an diesem Projekt mit sechs solcher Orte, einschließlich Landkreis Friesland, beteiligt. Auch im Umfeld des 500-jährigen Reformationsjubiläums im Jahr 2017 spielte die „Frauenfrage“ eine Rolle. In dem gemeinsamen Projekt „Freiheitsraum Reformation“ der Universität Oldenburg, der Mennonitengemeinde Emden, der Upstalsboom-Gesellschaft Ostfriesland und der Johannes a Lasco Bibliothek befasste man sich intensiv mit der Geschichte von Frauen. Dieses Projekt mündete 2016 in einer internationalen und interdisziplinären Tagung zur Mentalitäts-, Rechts- und Frömmigkeitsgeschichte Frieslands mit dem Titel „Freie Friesentöchter? Die Stellung der Frau in Nordwesteuropa seit Beginn der Frühen Neuzeit“.

Im Jahr 2019 gab Klaas-Dieter Voß nun ein Lesebuch zur Frauengeschichte in Ostfriesland heraus, in dem viele der Ergebnisse und ein Teil der Tagungsbeiträge nachzulesen sind. Das Werk gliedert sich in drei Abschnitte. Im ersten Kapitel werden grundlegende Informationen zum Thema Recht, Namenskunde und Sozialstruktur gegeben. Im zweiten Abschnitt stellen die Autoren und Autorinnen verschiedene Lebenswelten und Handlungsspielräume von Frauen in Friesland vor und der abschließende Teil widmet sich den Schicksalen einzelner Frauen und deren Einfluss auf ihr gesellschaftliches Umfeld.

Eingeleitet wird das Werk mit einem Beitrag des Herausgebers zur rechtlichen Stellung der Frau im frühneuzeitlichen Friesland. Voß arbeitet heraus, dass die Frauen zwar – genau wie im Rest des Deutschen Reiches – unter einem sogenannten Geschlechtskuratel standen und vor Gericht nicht rechtsfähig waren. Gleichwohl gab es gerade beim Besitzstand und den damit verbundenen Rechten deutliche Unterschiede, die im Ergebnis eine gleichberechtigtere Stellung der Friesinnen gegenüber Männern im Vergleich zu ihren Geschlechtsgenossinnen im restlichen Reich aufzeigt. In einem zweiten kurzen Beitrag beschreibt Voß den von Frieslands Frauen im Mittelalter getragenen Goldschmuck, der auf die ausgesprochen guten wirtschaftlichen Verhältnisse in dieser Region verweist.

Damaris Nübling befasst sich in ihrem aufschlussreichen, wenn auch sehr komplexen Aufsatz mit den Besonderheiten bei der Vergabe friesischer Rufnamen. Diese zeichnete sich durch die Durchlässigkeit der Geschlechtergrenzen bei der Namensvergabe aus, es gab „kaum belastbare geschlechtspräferenzielle Klangmuster“ und man ließ der „lautgesetzlichen Nebensilbenabschwächung und Entwicklung von Unisexnamen ihren Lauf“. Nübling erklärt diese Entwicklung damit, dass weniger die Individualität des Kindes als vielmehr das Bedürfnis, die Vorfahren durch „genealogische Nachbenennung“ (z.B. Name des Großvaters väterlicherseits ohne Rücksicht auf das Geschlecht) ein wesentliches Motiv war. Geschlecht verstand man in Friesland weniger als „biosoziale Unterscheidung“, sondern vielmehr als genealogische Abstammung.

In seiner Studie zur Freiheit friesischer Frauen zeigt Wolbert G.C. Smidt am Beispiel der Metje Bras aus Ditzum, wie sich sowohl rechtliche Stellung als auch die Bedeutung von Verwandtschaft bzw. genealogischer Abstammung in der Realität auswirken konnten und gewisse Handlungsspielräume für Frauen eröffneten. Diese konnten sich in der Selbstständigkeit wirtschaftlichen Handelns zeigen, aber auch in der vom sozialen Umfeld akzeptierten selbstbestimmten, üblicherweise jedoch sanktionierten Lebensentwürfen.

Im zweiten großen Abschnitt des vorgelegten Lesebuches begibt sich Raingard Esser auf die Spurensuche von Migrantinnen in Emden während der Frühen Neuzeit und zeigt die aus der disparaten Quellenlage resultierenden Möglichkeiten und Grenzen dieser Forschung auf. Gehörten Frauen zu einer mobilen, international vernetzten Wirtschaftselite, sind sie in den Quellen leichter aufzufinden. Handelte es sich hingegen um allein reisende bzw. alleinstehende Frauen, die über keine Verwandtschafts- oder Nachbarschaftsnetzwerke verfügten, sind ihre Spuren nur schwer, meist im Bereich von Rechtsangelegenheiten oder Ordnungsbehörden zu ermitteln. Esser kommt zu dem im Grunde nicht überraschenden Ergebnis, dass gerade diese Frauen im Vergleich zu den Männern und ihren besser gestellten Geschlechtsgenossinnen einen deutlich schwereren Stand hatten. Sie beschließt ihren Aufsatz mit einem Appell an die Migrationsforschung, vermehrt Frauen in den Blick zu nehmen.

Jessica Cronshagen und Isabel Schnieder beschäftigen sich am Beispiel „Ehe und Ehelosigkeit“ mit der Frage nach Freiheit bzw. Unfreiheit in der Lebensgestaltung in der Frühen Neuzeit. Dabei stellen sie den Zeit seines Lebens unverheirateten Jan Poppen vor. Dieser konnte auf Grund seines Geschlechts und Dank seiner finanziellen Verhältnisse die Freiheit von der Ehe wählen. Auf der anderen Seite zeigen sie am Beispiel der zahlreich existierenden nichtehelichen Lebensgemeinschaften, wie alltagsweltliches Denken von den Vorstellungen der Obrigkeiten

abweichen konnte. Für weite Teile der Bevölkerung schien es nämlich selbstverständlich, dass die Ehe bereits mit der Verlobung als beschlossen und rechtmäßig angesehen wurde. Andere Gründe für nichteheliche Gemeinschaften waren äußere Zwänge wie z.B. die verweigernde Zustimmung der nächsten Verwandten. Aber in diesen Fällen, so die Autorinnen, handelte es sich vermutlich nicht wirklich um alternative Lebensentwürfe, sondern eher um weit verbreitete Notlösungen mit dem Ziel, irgendwann dem protestantischen Ideal von der Ehe zu entsprechen.

Mit den Lebensverhältnissen der Bewohnerinnen der „Ender Gottkammern“, eine Einrichtung zur Versorgung eingesessener, in der Regel weiblicher Armen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, befasst sich Timothy Fehler. Er beleuchtet damit eine Gruppe von Frauen, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur untersten sozialen Schicht für die Geschichtsschreibung häufig unsichtbar bleiben.

Ursula Feldkamp widmet sich in ihrem Beitrag dem Leben emsländischer Schifferfrauen auf See und an Land im 19. Jahrhundert, das zwischen Abhängigkeit und notwendiger Selbstständigkeit während der Abwesenheit des Mannes auf See fluktuierte.

Ergänzt wird dieser zweite große Abschnitt durch eine Beschreibung Horst Arians über den Fund von neun aus dem 18. Jahrhundert stammenden Trachtenhauben, die heute im Heimatmuseum Leer verwahrt werden, und einen Auszug aus den „Wanderungen in Ostfriesland“ von Johannes Kleinpau († 1944). Dieser beschrieb zu Beginn des 20. Jahrhunderts seine Begegnung mit der 100jährigen, bei Voßbarg wohnenden Jancken Willms Brinkmann, genannt Jantjemö.

Im dritten Abschnitt des Lesebuches stellen Antje Sander (Maria von Jever), Redmer Alma (Occa Johanna Ripperda), Brigitte Junge (Antoinette Tischbein), Klaas-Dieter Voß (Geertje Tjarks Haan), Burghardt Sonnenburg (Teletta Margaretha Groß), Andrea Strübind (Antje Brons), Heyo Prahm (Dr. Hermine Heusler-Edenhuizen), Menna Hensmann (Wilhelmine Siefken), Roswitha Homann (Recha Freia) und Susanne Brandt (Menna Steen) herausragende Frauen vor, die in Ostfriesland gelebt oder zumindest geboren waren. Menna Steen übrigens war vermutlich mit ihrem Ausspruch, sie sei eine „freie Friesentochter“ die Inspiration für den Titel dieses Lesebuches.

So vielfältig und vielschichtig Frauengeschichte sein kann, so vielfältig und vielschichtig ist auch die vorgelegte Publikation. Da sie sich an eine breite Leserschaft wendet, ist vielleicht nicht jeder Beitrag gleich interessant und spannend, gleichwohl bietet sie für jede geneigte Leserin (selbstverständlich auch Leser) neben Vertrautem und wenig Überraschendem auch viele neue interessante Informationen. Nicht zuletzt trägt das Lesebuch dazu bei, eine Idee von der Quelle des starken Selbstbewusstseins friesischer Frauen zu bekommen.

## 2. Zur Geschichte der Nachbargebiete

**Beate-Christine Fiedler / Christine van den Heuvel (Hrsg.), Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten. Die schwedischen Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext zwischen 1648 und 1721, Göttingen 2019, 375 Seiten, Ill., 29,90 Euro, ISBN 978-3-8353-3588-2.**

Niedersachsen war in seiner Geschichte in vielfältiger Weise mit seinen europäischen Nachbarn verwoben. Daher lohnt es immer wieder, diesen Beziehungen und Einflüssen wissenschaftlich auf den Grund zu gehen – und dabei auch Neues zu entdecken bzw. die Dinge gelegentlich auch neu zu bewerten. Das Niedersächsische Landesarchiv gibt seit 2016 eine neue Hauptreihe heraus, in der nach „111 Dokumente“ (Präsentation von Archivalien aus 1.200 Jahren) und „Russlands Blick auf Nordwestdeutschland“ (Beziehungen der Romanows zu „niedersächsischen“ Herrscherdynastien) – nun der dritte Band erschienen ist. Mitgefördert wurde die – jetzt wieder schön gebundene – Veröffentlichung vom Landschaftsverband Stade, da es sich um die Ergebnisse einer Tagung im Februar 2018 zum Abschluss eines DFG-Projekts zur Tiefenerschließung von Stader Akten aus der „Schwedenzeit“ handelt.

Drei größere Themenkreise gibt es. Nach „Schweden und der Nordwesten des Reichs“ werden „Akteure und ihre Handlungsfelder“ vorgestellt, ehe in Kurzbeiträgen für die weitere Forschung relevante Quellengruppen in den NLA-Abteilungen Stade, Hannover, Wolfenbüttel, Osnabrück und Aurich präsentiert werden. Das Landesarchiv dokumentiert damit erneut, „wie wichtig und ertragreich die enge Verbindung zwischen Archiv und Forschung sein kann“, so die Präsidentin Sabine Graf, zumal in diesem Fall auch bisherige Defizite der nordeuropäischen Diplomatiegeschichte (bzw. heute auch: „Kulturgeschichte des Politischen“) aufgearbeitet werden können.

Das Buch lässt sich in gewisser Weise als „Illustration“ oder Vertiefung – an schwedisch-norddeutschen Beispielen – der jüngeren Erkenntnisse zur Geschichte des Alten Reichs zwischen 1648 und 1721 (Duchhardt, Burckhardt usw.) lesen. Denn der Frieden von 1648 beendete zwar eine lange kriegerische Auseinandersetzung, nicht aber die machtpolitischen Rivalitäten, zumal auch ausländische Mächte plötzlich Einfluss gewannen und noch sieben „unruhige Jahrzehnte“ folgten. Am Ende des Nordischen Krieges 1721 kam es zu einer halbwegs stabilen Friedensordnung, als die Staaten nach längerer „Friedenseinübung“ (mit etlichen weiteren Kriegen) gelernt hatten, „eine auf Kompromiss beruhende Friedensbereitschaft zu entwickeln“ (van den Heuvel).

Der Rostocker Professor (em.) Kersten Krüger beschreibt in „Mars oder Ars nach dem Westfälischen Frieden 1648? Die nördlichen Territorien des Heiligen Römischen Reichs [...] zwischen Krieg und Frieden“ die schwedischen Bemühungen, als Entschädigung für die Kriegsteilnahme Territorialgewinne an der deutschen Ostseeküste zu machen. Als nur ein Teil Pommerns zugestanden wurde, erhielt Schweden als Ausgleich vor allem das – für Schweden entlegene – Gebiet Bremen-Verden, das dann wie die anderen schwedischen Gebiete durch Festungen und eine effektive, aber die Bevölkerung belastende Erhebung von Militärsteuern gesichert wurde. Fünf Kriege sollte Schweden noch bis 1721 führen

(in 38 von 74 Jahren). – Christine van den Heuvel (ehem. Präsidentin des NLA) beschreibt das Verhältnis der verschiedenen welfischen Fürsten zu Schweden in einer Zeit, in der die welfischen Expansionspläne durch das aufsteigende Brandenburg-Preußen konterkariert wurden (z.B. in Ostfriesland). Erst nach 1680 konnte das Kurfürstentum Hannover als Regionalmacht von reichsweiter Bedeutung wiedererstarben, sich als „drittes Gewicht zwischen Schweden und Brandenburg aufbauen“, ehe die Erbfolge in England die Interessen verlagerte. Die käufliche Erwerbung Bremens und Verdens 1715/19 stellte einen beträchtlichen Zugewinn dar, dies ohne militärischen Aufwand. – Der Beitrag von Konrad Elmshäuser (Staatsarchiv Bremen) über „Reichsstädtische Identität und konfessionelle Konkurrenz“ geht zunächst noch ausführlich auf die 1. und 2. Reformation in Bremen ein, auf die Veränderung der Stadt (Festung) und das glimpfliche Überleben des Dreißigjährigen Kriegs. Nach 1648 stellte die direkte Nachbarschaft einer lutherischen Großmacht in der nun sowohl als calvinistisch als auch als freie Reichsstadt anerkannten Stadt eine neue Herausforderung dar, verbunden mit zwei Kriegen gegen Schweden und wirtschaftlichem Niedergang im Vergleich zum Dreißigjährigen Krieg. Die Bremer Bürger verzichteten aber auf die Ausnutzung ihrer konfessionellen Streitpunkte zum Nutzen ihrer Stadt und deren, wenn auch territorial beschnittenen, Selbständigkeit. – Indravati Félicité (Sorbonne) beschäftigt sich am Beispiel der Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorf, die sich in ständiger Konkurrenz zur verwandten Großmacht Dänemark befanden, mit der Ebene der mindermächtigen Mächte, deren Interpretation der seit 1648 anerkannten Souveränität für Reichsstände, ihren Aufstiegsambitionen usw., da ein Blick nur auf Großmächte oder auf überregionale Zusammenhänge den Blick auf diplomatische Vorstellungen der Zeit sowie auf regionaler Ebene geltende Verhältnisse verstelle. – Dorothee Goetze (Bonn) vertritt in ihrer auf Stader und Stockholmer Akten beruhenden Untersuchung die These, dass mit den machtpolitischen Auseinandersetzungen im Nordischen Krieg, der mit dem Abstieg Schwedens endete, nicht eine Schwächung des Alten Reiches angestrebt wurde, sondern alle Kriegsbeteiligten ihre Reichsangehörigkeit – d.h. Vertretung durch Gesandte auf dem Reichstag, außer von Russland – gezielt für ihren „Interessenausgleich“ auf dem Verhandlungswege nutzten. – Christian Hoffman (NLA Hannover) beschreibt anhand der Verwaltung und der wichtigsten „Beamten“ die „nachhaltige“, d.h. ein starkes hannoversches Bewusstsein bildende Verwaltungsintegration der Herzogtümer Bremen und Verden in den hannoverschen Staat. Die Besetzung durch Dänemark 1712-1715 war trotz der Nähe der ab 1667 dänischen Grafschaft Oldenburg nur kurzfristig-taktischer Art. Eine effektive dänische Verwaltung entstand dafür in Schwedisch-Vorpommern. – In der ostfrieslandnahen Grafschaft Oldenburg wirkte jahrzehntelang ein Landesherr, der in unruhiger Zeit vor und nach 1648 durch eine geschickte Diplomatie und Kontakte zu vielen wichtigen Personen seine Interessen zu verteidigen wusste (z.B. beim Weserzoll gegen Bremen). Vorgestellt wird Anton Günther († 1667) mit seiner Erbteilungspolitik ab 1646 durch Gerd Steinwascher (NLA Oldenburg), der die ungewöhnlich dichte Überlieferung dazu in Oldenburg ausgewertet hat. Mit allen Mitteln – und erstaunlich erfolgreich – war der erbenlose Graf über viele Jahre bemüht, große Teile seines Territoriums als Allodialgut nicht seinen Lehnserven, sondern seinen engsten Verwandten zukommen zu lassen, darunter z.B. das Jeverland einer nach Anhalt-Zerbst verheirateten Schwester. Geld und Geschenke machten hier, wie so oft,

manches möglich. – Es folgen zwei prosopographische Studien: Beate-Christine Fiedler (NLA Stade), Mitherausgeberin, über die schwedischen Gouverneure und Kathrin Zickermann (St. Andrews/Schottland) über „Alexander Erskine und die schottischen Netzwerke in den Herzogtümern Bremen und Verden nach 1648“. Erst seit rund 20 Jahren wurde näher bekannt, wieviele – nämlich 50.000 – protestantische Schotten im Großen Krieg in Deutschland kämpften. – Michael Busch (Hamburg) stellt das Editionsprojekt für das Tagebuch des Oberst Carl Leonhard von der Lühnen von 1691 vor, der auf schwedischer Seite am Pfälzischen Krieg teilnahm. – Einen Landesherrn, der lieber reiste als regierte, aber misstrauisch seinen Landständen gegenüber blieb, stellt Stefan Brüdermann (NLA Bückeburg) mit dem „wunderlichen“ Grafen Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe vor, aus einem Ländchen, das im Dreißigjährigen Krieg unter den Schweden zu leiden hatte – und danach unter den skandalträchtigen Eskapaden eines untauglichen Landesherrn.

Zu den Kurzbeiträgen über archivische Überlieferung in Abteilungen des Niedersächsischen Landesarchivs und mögliche Forschungsperspektiven (z.B. Korrespondenz des gegenreformatorischen Osnabrücker Bischofs Franz Wilhelm von Wartenburg durch Thomas Brakmann) zählt abschließend Michael Hermanns (NLA Aurich) Beitrag „Zur diplomatischen Praxis der ostfriesischen Gesandtschaft am Kaiserhof in Wien nach 1716“ mit Hinweisen auf die diplomatische Korrespondenz im Bestand des „Fürstlichen Archivs“ (Rep. 4). Die angesichts der zunehmenden Konflikte mit den Ständen immer dringender werdende Vertretung fürstlicher Interessen in Wien wurden durch jahrelange Probleme mit dem beruflich wie charakterlich unzuverlässigen Gesandten G. J. von Brawe geprägt. Ergänzend lässt sich Hermanns Beitrag in der Festschrift für Christine van den Heuvel von 2018 heranziehen.

Hilfreich sind die farbigen Karten im Anhang. Englischsprachige Abstracts beschließen den Band.

Aurich

Wolfgang Henninger

**Fotos aus Sobibor. Die Niemann-Sammlung zu Holocaust und Nationalsozialismus, hrsg. vom Bildungswerk Stanislaw Hantz e.V. und der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, Berlin 2020, 382 Seiten, Ill., 29 Euro, ISBN 978-3-86331-506-1.**

Eine der jüngsten, Aufsehen erregenden Publikationen zur Holocaust-Forschung steht in engster Verbindung zu Ostfriesland: In dem Band „Fotos aus Sobibor“ werden einige Fotoalben aus dem Besitz Johann Niemanns vorgestellt, eines früheren Malergesellen aus Völlen. Die Bilder dokumentieren u.a. den banalen Alltag von nationalsozialistischen Massenmördern abseits der Tötungsmaschinerie. Aufgestöbert wurden diese unerhörten Quellen von Herman Adams aus Ihren, der sie bei dem Enkel Niemanns gefunden hat und auf eigene Initiative für die wissenschaftliche Forschung bereitstellte. Herman Adams war vor mehreren Jahren auf Niemann und seine Rolle in Sobibor aufmerksam geworden und hatte gezielt nach dessen Hinterlassenschaften in Völlen gesucht. Die Fotosammlung Niemanns ist mittlerweile – aufbereitet und kommentiert – der wissenschaftlichen

Öffentlichkeit präsentiert worden. Sie hat international große Beachtung gefunden und wird bereits in mehrere Sprachen übersetzt.

Johann Niemann (1913-1943) war ein Malergeselle aus Ostfriesland, der 1931 in die SA eingetreten war und 1934 als 19-jähriger den Job eines SA-Wachmanns im KZ Esterwegen annahm. Er trat wenig später der SS bei, gehörte zum IV. SS-Totenkopfsturmbann „Ostfriesland“ und stieg im Rahmen der Dienstlaufbahn schließlich bis zum stellvertretenden Lagerkommandanten im Vernichtungslager Sobibor in Ostpolen auf. Seine erste Station im Anschluss an das KZ Esterwegen war das KZ Sachsenhausen, wo er bereits in den Kommandanturstab aufgenommen wurde. Ende 1939 als „Sonderauftrag“ in Berlin in die Techniken des Vergasens eingeführt, nahm er direkt anschließend im Rahmen des „Euthanasie“-Programms in Grafeneck, Brandenburg und Bernburg an der Aktion T4 teil, also an der systematischen Ermordung von mehr als 70.000 Menschen mit körperlichen, geistigen und seelischen Beeinträchtigungen. In Belzec in Polen, wo Niemann ab dem Spätherbst 1941 als Spezialist im Rahmen der „Aktion Reinhard“ bei der Errichtung eines ersten Lagers für die Ermordung polnischer Juden und Jüdinnen half, war er als faktischer Leiter des Lagers II an der Ermordung von etwa 250.000 Juden und Jüdinnen beteiligt. Im Sommer 1942 wurde Niemann in Sobibor zum stellvertretenden Lagerkommandanten und SS-Untersturmführer ernannt. Auch hier wurden 250.000 Juden ermordet. Am 14. Oktober 1943 ist Niemann hier bei einem Aufstand der jüdischen Gefangenen mit einem Beil erschlagen worden.

Die Bilder-Sammlung Niemanns mit insgesamt etwa 360 Fotos und weiteren Dokumenten stammt aus seinem Nachlass, der seiner Witwe zugesandt wurde. Die zwei Fotoalben und etliche einzelne Aufnahmen wurden seitdem fast unbeachtet in der Familie überliefert. Die Fotos dokumentieren den zehnjährigen Aufstieg des Malers und späteren Spezialisten für den Massenmord, haben aber eher einen „privaten“ Charakter. Im Sommer 1943 hat er zusammen mit seiner Frau an einer Vergnügungsreise nach Berlin und Potsdam teilgenommen, die als Belohnung für die Akteure der „Aktion Reinhard“ organisiert wurde. In Sobibor posiert Niemann vermutlich auf der Rampe des Bahnhofs, von unten aufgenommen als Reiter hoch auf dem Pferd. Es gibt Fotos von Freizeitaktivitäten mit anderen SS-Offizieren, oder er lässt sich mit hohen SS-Chargen fotografieren. Die Bilder zeigen nicht das Morden, sondern den Lageralltag der Täter: Schach spielende SS-Männer, gesellige Erfrischungsrunden an Sommernachmittagen. Weitere Fotos zeigen die Siedlung der SS und des Wachpersonals in Sobibor mit Verwaltungsgebäuden, Einfamilien- und Bauernhäusern, Gärten und Blumenbeeten. Unter den abgebildeten Trawniki, den osteuropäischen Lagerwachen, ist wahrscheinlich auch der 2011 verurteilte Iwan Demjanjuk zu erkennen. Die Fotos füllen eine dokumentarische Lücke, denn von der „Aktion Reinhard“ und der systematischen Ermordung durch die Nationalsozialisten gibt es kaum Fotomaterial. So waren bis zu dem Fund von 49 Bildern aus dem Niemann-Bestand nur zwei Fotos aus Sobibor bekannt.

Dieses Buch würde im Emdener Jahrbuch nicht besprochen werden, wenn es nicht ausdrücklich auch einen ostfriesischen Bezug hätte. Die Auseinandersetzung mit den Fotos beginnt mit einer biographischen Skizze des aus Völlen stammenden jungen Massenmörders, und sie endet mit einer Studie über Henriette Niemann als „Ehefrau und Mutter, Mitwisslerin und Profiteurin“. Sie hat ihren Mann Ende

1940 in Bernburg besucht und weitere Reisen mit anderen SS-Paaren mitgemacht. Hier wird deutlich, dass sich die Gräueltaten der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auch mit Ostfriesland in Verbindung bringen lassen und wovon man sich im äußersten Nordwesten Deutschlands nicht distanzieren kann.

Letztlich ist dieses Buch vor allem der akribischen Recherche von Hermann Adams zu verdanken, und auf seine Vorarbeiten gehen auch die tiefen Einblicke in die ostfriesischen Verhältnisse und persönliche Geschichte Johann Niemanns und seiner Frau zurück. Er hat dafür gesorgt, dass dem Bildungswerk Stanislaw Hantz e.V. die Alben schenkungsweise überlassen wurden. Als die Niemann-Fotosammlung vielleicht Anfang 2020 an das Archiv des Holocaust Memorial Museum Washington verkauft wurde, war Hermann Adams aber nicht darüber informiert. Und es spricht auch nicht für einen fairen Umgang von Seiten der Herausgeber mit dem Regionalhistoriker, dass er trotz seiner Verdienste und Zuarbeit nicht als Autor eines einführenden biographischen Artikels zu Johann Niemann auftaucht, sondern ihm nur fast beiläufig in einer scheinbar nachträglich eingefügten Anmerkung mit „Sternchen“ gedankt wird, bevor die ordentliche Zählung der Fußnoten beginnt. Die Geschichte vom Auffinden der Alben durch Hermann Adams und seine Beiträge zum Buch lassen sich aus der Veröffentlichung nicht korrekt erschließen.

Leer

Paul Weßels

**Handelskammer Hamburg (Hrsg.), Gegen das Vergessen: Opfer totalitärer Verfolgung aus dem Ehren- und Hauptamt der Handelskammer Hamburg, bearbeitet von Karin Gröwer / Barbara Günther, Kiel / Hamburg 2019, 604 Seiten, Ill., 34 Euro, ISBN 978-3-529-05264-4.**

Die Handelskammer Hamburg war in der Vergangenheit schon Gegenstand historischer Analysen zur NS-Zeit – so z.B. in der bereits 1997 erschienenen, aber bis heute grundlegenden Arbeit von Frank Bajohr über die „Arisierungen in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-45“. Anlässlich ihres 350jährigen Bestehens stieß die Handelskammer 2015 eine eigene Untersuchung an und beauftragte den Journalisten Uwe Bahnsen mit der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit der Handelskammer. Seine eher populärwissenschaftliche Veröffentlichung mit dem Titel „Hanseaten unter dem Hakenkreuz. Die Handelskammer Hamburg und die Kaufmannschaft im Dritten Reich“ (2015) ließ von wissenschaftlicher Seite allerdings einige Wünsche offen und erfuhr entsprechende Kritik. Am Ende des Jubiläumsjahres stellte sich bei der Handelskammer selbstkritisch das Gefühl ein, „dass der Versuch der populärwissenschaftlichen Aufarbeitung zur Erinnerung unserer Geschichte nicht reichte, dass der Wille zur Verantwortung ausblieb und der Respekt gegenüber den Opfern fehlte“ (S. 216).

Deshalb entschied sich die Handelskammer zu einer weiteren Publikation, in der sie sich an den in Hamburg seit 2002 durchgeführten Stolpersteinverlegungen für die Verfolgten des Naziregimes orientierte. In Hamburg werden Stolpersteine nicht nur im Rahmen des Projektes des Künstlers Gunter Demnig in den Bürgersteigen verlegt, sondern auch umfassende Recherchen über die Biografien der Ermordeten erstellt. Diese Biografien werden sowohl online als auch in gedruckter

Form vorgehalten, mittlerweile gibt es 20 Bände, die auf die entsprechenden Stadtteile zugeschnitten sind.

Die Handelskammer richtete eine Stolpersteinkommission ein, an der externe Experten beteiligt waren, und beauftragten die Historikerinnen Karin Gröwer und Barbara Günther mit der Erarbeitung der Biografien der Vertreter des Ehren- und Hauptamtes, die während der NS-Zeit gedemütigt, verfolgt und entrechtet wurden. Neben 13 ehemaligen Mitgliedern der Kammer, die ermordet oder in den Tod getrieben wurden, erarbeitete das Historikerinnenduo noch 25 weitere Schicksale, die ebenfalls in die Dokumentation aufgenommen wurden. Die beiden Historikerinnen haben akribisch die Quellen in zahlreichen Archiven ausgewertet und bestehende Literatur berücksichtigt. Sie haben Informationen von Standesämtern, Adressbüchern und Internetdatenbanken zusammengetragen, zur Herkunft der Eltern und Großeltern recherchiert und die Schicksale von Geschwistern und Kindern verfolgt. Selbst die jeweiligen Wohnorte, wer, wie lange und unter welchen Umständen in Hamburg gewohnt hat, wurden festgehalten. Gleichzeitig entstanden sorgfältig recherchierte, detailreiche Geschichten der Firmen und Unternehmen, für die die Verfolgten bis 1933 gearbeitet hatten oder deren Besitzer sie gewesen waren. Geschichten, die im Falle der überlebenden Kaufleute bis in die Nachkriegszeit reichen und den mühseligen Kampf um Neuaufbau oder Rückerstattung beinhalten. Allen diesen jüdischen Kaufleuten war gemeinsam, dass sie hoch angesehen waren und sich als Hamburger Bürger, als Teil der Stadt verstanden, einige von ihnen waren Mitglieder im Senat. Viele scheuten die Emigration, weil sie sich in ihrem Umfeld tief verwurzelt fühlten und die menschenverachtenden Mechanismen des Nationalsozialismus nicht wahrhaben wollten.

Die Dokumentation enthält außer den Biografien auch die Reden, die anlässlich der Stolpersteinverlegung 2018 gehalten wurden. Ausdrücklich bekannte der Präses der Handelskammer Tobias Bergmann: „Wir gedenken der Opfer in Scham“, weil auch in der Handelskammer und der Hamburger Wirtschaft kaum jemand gegen die zunehmende Entrechtung und Verfolgung der Geschäftspartner und Ehrenamtskollegen einschritt.

Mit dieser Würdigung der jüdischen Opfer hat sich die Handelskammer für eine personalisierte Vergangenheitsbewältigung entschieden. Die Verantwortlichen wissen aber, dass eine Erarbeitung der Biografien der Verfolgten nicht ausreicht, um die Geschichte der Handelskammer im Nationalsozialismus abschließend zu behandeln. Allzu deutlich wurde, dass sich die Kammer als Organisation insgesamt und einzelne Vertreter insbesondere an der Umsetzung der Maßnahmen der nationalsozialistischen Rasse- und Wirtschaftspolitik beteiligt haben. Deshalb stellten sie 2019 in Aussicht, eine Folgekommission zu benennen, die die Verstrickungen der Handelskammer genauer beleuchten und klären soll, welche Vertreter des Haupt- und Ehrenamtes „von einer Nähe zur NS-Gewaltherrschaft profitierten“ (S. 23).

Ein detaillierter Anmerkungsapparat und eine umfangreiche Literaturliste untermauern den wissenschaftlichen Anspruch. Die vorliegende Dokumentation ist nicht nur Industrie- und Handelskammern als vorbildlich zu empfehlen, die diese Art der Geschichtsaufarbeitung noch nicht erwogen haben.

**Helge Kleifeld, *Archive und Demokratie. Demokratische Defizite der öffentlichen Archive im politischen System der Bundesrepublik Deutschland*, (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mönchengladbach, Beiheft 1), Essen 2018, zugl. Univ-Diss. Marburg, 301 Seiten, 53 Euro, ISBN 978-3-939413-55-4.**

Im Rahmen seiner politikwissenschaftlichen Dissertation untersucht Helge Kleifeld die Stellung und Leistungsfähigkeit der öffentlichen Archive in der Bundesrepublik Deutschland. Dabei geht er von der Hypothese aus, dass im Archivwesen demokratische Defizite vorliegen, weil sowohl die Archivgesetzgebung als auch die Tätigkeit der einzelnen Archive nicht mit der Weiterentwicklung von Demokratie und Partizipationsformen Schritt hielten.

Nach der Einführung in das Thema befasst sich der Verfasser im Kapitel „Demokratie und ihr Informationsbedürfnis“ nicht nur mit der sich verändernden Funktion von Archiven, sondern insbesondere auch mit dem Bedürfnis der Bürger moderner Demokratien zur Partizipation. Er betont v.a. die Nutzungsbeschränkungen durch Schutzfristen bzw. die durch die Informationsfreiheitsgesetze eröffneten Möglichkeiten, aktuelle Unterlagen bei den aktenführenden Stellen einzusehen. Insbesondere arbeitet der Autor hier die Konflikte zwischen den Informationsfreiheitsgesetzen, die er als Möglichkeit zur Partizipation befürwortet, und den ihnen entgegenstehenden archivischen Schutzfristen – die er wiederum kritisch betrachtet – heraus.

Im Kapitel „Die Stellung der Archive im politischen System“ beschreibt Kleifeld die Stellung der öffentlichen Archive im politischen System der Bundesrepublik, wobei er nicht nur die „klassische“ Funktion berücksichtigt, sondern Archive auch als Bildungseinrichtungen bzw. als Einrichtungen mit kulturpolitischen Aufgaben begreift. Sehr deutlich wird, dass eine Unabhängigkeit der Archive aus Kleifelds Sicht unbedingt notwendig, durch die Einbettung in die Verwaltungsstrukturen jedoch nicht gegeben ist. Als Beispiel für größtmögliche Unabhängigkeit nennt er hier den Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU), der im Gegensatz zu Landesarchiven außerhalb der normalen Verwaltung angesiedelt ist: „Eine ‚politische Instanz‘ im demokratischen Prozess, wie der BStU oder auch die Archive, sollten nicht der Weisungsgewalt eines Ministeriums unterstehen.“ (S. 90) Ein weiterer wichtiger Kritikpunkt ist die mangelnde Sanktionsfähigkeit der Archive, die seiner Ansicht nach das Archivrecht zu einem „wirkungsarmen“ Rechtsgebiet werden lassen (S. 115). Augenfällig wird dieses Manko insbesondere bei unkontrollierten Vernichtungsaktionen oder der Zurückhaltung von Akten (z.B. „Bundeslöschtag“ 1998, Verfassungsschutzbehörden nach Selbstenttarnung des NSU, aktuell die Löschung von Daten von dienstlichen Telefonen der Verteidigungsministerin etc.). Im Fazit stellt Kleifeld fest, dass die institutionelle Stellung der Archive in Anbetracht ihrer Aufgaben zu schwach ausgeprägt sei – die mangelnde Unabhängigkeit führe demnach dazu, dass sich die Exekutive durch starken Einfluss auf Archive in letzter Konsequenz selbst kontrolliere (S. 171).

Das vierte Kapitel bildet eine Umfrage ab, die Kleifeld im Jahr 2012 durchgeführt hat, um zu ermitteln, ob das von ihm beschriebene Demokratiedefizit auch in der Fachwelt wahrgenommen wird. Die an die betroffenen (staatlichen) Archive (Bundesarchiv, Landesarchive, BStU) und den Ausschuss für Kultur und Medien des Bundestages (17. Wahlperiode) gerichtete Umfrage hat leider nur

einen sehr geringen Rücklauf erfahren, sodass die Ergebnisse keine Gesamtschau liefern, wenngleich sich durchaus Tendenzen abbilden.

Im Fazit stellt Kleifeld verschiedene Möglichkeiten dar, die zu einer Verringerung des von ihm konstatierten Demokratiedefizits führen könnten. Mit Hinblick auf die Archive sind das aus seiner Sicht insbesondere eine Anpassung der Rechtsnormen, bspw. an die Informationsfreiheitsgesetze, sowie die Schaffung eigener, unabhängiger Rechtspersönlichkeiten, die sich etwa an den öffentlichen Landesrundfunkanstalten oder am Bundesrechnungshof orientieren könnten.

Auch wenn sich die Untersuchung nur auf staatliche Archive erstreckt, bietet die Arbeit einen für Archivarinnen und Archivare ungewohnten Blick auf ihr eigenes Tätigkeitsfeld und bildet dabei wichtige Fragestellungen ab, die auch die Zukunftsfähigkeit der Archive in ihrer Funktion zur demokratischen Kontrolle betreffen. Insbesondere in Zeiten von „Fake News“ auf der einen Seite und Initiativen zur Informationsfreiheit oder zur Offenheit wissenschaftlicher Forschung (Open Science) auf der anderen Seite gibt die Arbeit mit ihrem umfangreichen Anmerkungsapparat wertvolle Anregungen zur Diskussion.

Aurich

Fabian Gründling

**Dieter Langewiesche, Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne, München 2019, 512 Seiten, Ill., Karten, 29,95 Euro, ISBN 978-3-406-72708-5.**

Seitdem der Althistoriker Barthold Georg Niebuhr den athenischen Feldherrn Thukydides als „Homer der Geschichtsschreibung“ bezeichnet hatte, gilt dessen Werk über den Peloponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta noch heute als Geburtsstunde der Geschichtswissenschaft. Darin befasst sich Thukydides u.a. mit dem Sittenverfall während des Krieges und führt dazu aus: „Denn im Frieden und unter glücklichen Verhältnissen haben Staaten und einzelne Bürger bessere Gesinnungen, weil sie da nicht in unfreiwillige Not geraten; der Krieg aber, der Erwerb und Behagen des Lebens stört, ist ein gewaltsamer Lehrer und gestaltet die Leidenschaften der Mehrheit der Menschen nach den Umständen des Augenblicks.“

Dieses Zitat vom Krieg als „gewaltsamen Lehrer“ nutzt Dieter Langewiesche, emeritierter Professor der Universität Tübingen, als Titel für sein neuestes Buch, in dem er sich mit den europäischen Kriegen ab dem 18. Jahrhundert auseinandersetzt. Dabei steht nicht die Ereignisgeschichte im Vordergrund, die Darlegung von Kriegsursachen, Kriegsverläufen und Friedensschlüssen, sondern Krieg wird vom Autor als „Gestaltungskraft“ verstanden. Dabei beruft er sich auf den Philosophen Immanuel Kant, der den Krieg durchaus als „Zerstörer des Guten“, gleichzeitig aber auch als Instrument ansah, „Fortschrittsblockaden auf dem Weg in eine bessere Zukunft zu durchbrechen“ (S. 13). Aus dieser Perspektive kommt dem Krieg für Langewiesche gerade in der Zeit vom Ende des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts eine Schlüsselrolle zu, dessen Bedeutung er in drei thesenartig formulierten Schlagworten zuspitzt: Ohne Krieg keine erfolgreiche Revolution – Ohne Krieg kein Nationalstaat und keine Nation – Ohne Krieg kein Kolonialreich und keine Dekolonisation. Der Ansatz, Krieg nicht in seiner Zerstörungskraft, sondern als wesentlichen Impuls für politisch-gesellschaftlichen Fortschritt zu betrachten,

reizt dabei durchaus zum Widerspruch. Insbesondere weil in dem Buch auf die Opferzahlen der Auseinandersetzungen zwar hingewiesen wird, das Leid und Elend, das mit den analysierten Staats- und Bürgerkriegen einherging, jedoch zu selten Berücksichtigung findet.

Langewiesches Buch gliedert sich, ausgehend von der Einführung, in fünf weitere Abschnitte. In einem ersten Kapitel befasst sich der Autor mit den „Weltkriegen Europas“ seit dem 18. Jahrhundert und schlägt dabei den Bogen vom Siebenjährigen Krieg, der nicht nur auf dem europäischen Kontinent, sondern auch in Nordamerika, Indien, in der Karibik und an der Westküste Afrikas geführt wurde, bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Dabei stellt er insbesondere die knapp hundert Jahre zwischen dem Friedensschluss auf dem Wiener Kongress und dem Ersten Weltkrieg heraus. In dieser Phase sei es gelungen, den Ausbruch eines großen Krieges in Europa zu verhindern – und dies trotz der verschiedenen regionalen Staatsgründungskriege und der Gefahr, dass die imperialistische Konkurrenz auf Europa zurückschlagen könnte.

Im anschließenden Abschnitt liegt Langewiesches Hauptaugenmerk auf der „Fortschrittskraft Revolution“ (S. 25). Beginnend mit den englischen Revolutionen des 17. Jahrhunderts, dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg, der Französischen Revolution und der Revolution 1848/49 wendet er sich ausführlich den Umstürzbewegungen gegen Ende des Ersten Weltkrieges zu, die er am Beispiel Rußlands, der Türkei und Deutschlands thematisiert. Aus dem Blickwinkel der europäischen Revolutionsgeschichte setzt er sich auch mit dem oftmals erhobenen Vorwurf auseinander, während der Novemberrevolution 1918/19 seien „gründlichere Eingriffe in den überkommenen staatlichen Apparat und in die wirtschaftlichen Machtbastionen der alten Eliten möglich gewesen [...], um die Republik besser für ihre Zukunftsaufgaben auszustatten“ (S. 233-234). Die Verfolgung radikalerer Ziele – so Langewiesche – hätte jedoch die Gefahr heraufbeschworen, einen Bürgerkrieg mit einhergehenden Gewaltexzessen auszulösen, der zu Beginn der Weimarer Zeit vermieden werden konnte.

Im Abschnitt zu den Nationalstaaten, eine für Langewiesche konkurrenzlos attraktive Ordnungsidee, identifiziert er vier typische Verlaufsformen bei der Entstehung neuer Nationalstaaten, die anhand mehrerer Beispiele (Schweiz, Belgien, Polen, Griechenland sowie Italien und Deutschland) näher ausgeführt werden. Schließlich befasst sich der Autor in einem eigenen Kapitel mit dem Themenbereich der Kolonisierung. Während Langewiesche bislang stets einen international offenen Blickwinkel verfolgte, beschränkt er sich in diesem Abschnitt ausschließlich auf die deutschen Kolonialkriege in Afrika und rückt die Frage in den Mittelpunkt, ob es sich dabei um deutsche Sonderwege des Genozids handelte.

Sein abschließendes Kapitel betitelt Langewiesche mit „Rückblick und Ausblick“. Darin betont er nochmals den während des „langen 19. Jahrhunderts“ eingeschlagenen Sonderweg, in Europa den Krieg einzuhegen, während gleichzeitig außerhalb Europas weiterhin Kriege geführt wurden, in denen nicht zwischen Militär und Zivilisten unterschieden wurde. Darüber hinaus nimmt er aber auch noch das gegenwärtige Europa in den Blick, das er als „nationalpolitisches Laboratorium“ (S. 411) betrachtet. Die Europäische Union könnte erstmals einen Weg aufzeigen, Krieg als Mittel der Politik zukünftig auszuschließen und damit die „europäische Kriegsgeschichte zu beenden“ (S. 416).

Ein Anhang, das neben einem ausführlichen Literaturverzeichnis, Anmerkungen sowie ein Register der Personen, Orte, Länder, Regionen und Staaten umfasst, komplettieren Langewiesches Buch, das zu Recht bereits jetzt mit der würdigen Formel eines „opus magnum“ belegt wurde.

Aurich

Michael Hermann

**Gerhard Paul, Bilder einer Diktatur. Zur Visual History des „Dritten Reiches“, Göttingen 2020, 528 Seiten, Ill., 38 Euro, ISBN 978-3-8353-3607-0.**

Es gibt zwei bekannte Fotos aus Norden, die am 22. Juli 1935 aufgenommen wurden. Eines zeigt ein Paar mit Schildern um den Hals, das von SA eskortiert durch die Menschenmenge geführt wird. Auf dem Schild des Mannes ist zu lesen: „Ich bin ein Rasseschänder“. Ein zweites Bild zeigt eine einzelne Frau in der gleichen Situation. Auf dem Schild, das ihr umgehängt wurde, steht geschrieben: „Ich bin ein deutsches Mädchen und habe mich vom Juden schänden lassen“. Historiker arbeiten in der Regel mit schriftlichen Quellen, Abbildungen dienen oft nur zur Illustration von Veröffentlichungen. Insbesondere Fotos aus dem Fundus der NS-Propaganda formen aber bis heute die Sicht auf die Jahre von 1933 bis 1945. Diese Bilder, die immer verwendet werden, als spiegelten sie eine „historische Wirklichkeit“, entstammen häufig der nationalsozialistischen Propaganda, sind inszeniert und vermitteln nur „Deutungen der Wirklichkeit“. Der Blick des Betrachters soll instrumentalisiert werden, die Auswahl der Inhalte, Ästhetisierung oder Dramatisierung dienen ideologischen Zwecken und sind als mediale Konstruktionen der NS-Zeit zu bewerten.

Der Historiker Gerhard Paul zeigt in seinem Buch „Bilder einer Diktatur“, wie notwendig diese Bilder aus historischer Distanz neu und kritisch betrachtet werden müssen, indem Bildsprache und historische Fakten miteinander abgeglichen und nach ihren Produktions- und Rezeptionsbedingungen befragt werden. Paul präsentiert exemplarisch 42 „Schlüsselbilder“ von Berufs- und Laienfotografen, denen er im Laufe seines Lebens begegnet ist und zu denen er eine „persönliche Beziehung“ entwickelt hat. Als solche präsentiert und thematisiert er in chronologischer Reihenfolge Propagandamedien, Schnappschüsse, Standbilder aus Filmen, Plakate und Gemälde. Häufig sind es ikonografische Bilder wie das von der Rampe in Auschwitz, von Wehrmachtssoldaten, die an der polnischen Grenze einen Schlagbaum beseitigen, oder von einer „Minenprobe“ einer Zivilistin in der Ukraine 1942. Der Autor kommentiert diese Bilder und ergänzt sie vergleichend und mit weiteren Aufnahmen: Alltagsszenen, Bildern aus Lagern oder Gefängnissen, Privataufnahmen oder auch Bildern von Verstecken für Juden. Die Umstände der Entstehung der „Schlüsselbilder“, ihr Einsatz, ihre Wirkung und Nachwirkung werden thematisiert. Einen deutlichen Schwerpunkt bilden in diesem Zusammenhang das Bildmaterial aus dem Zweiten Weltkrieg, antijüdische Bildpropaganda, Verfolgung und Kriegsverbrechen.

Wie nah dieses Buch auch an der ostfriesischen Realität ist, zeigt sich bei einem Blick auf einige Beispiele aus dieser Zeit. Die oben angesprochenen Aufnahmen aus Norden könnten auch dem Kapitel des Buchs zu den „Pranger“-Bildern entnommen sein. Und es gibt weitere ostfriesische Beispiele: Ein bilderlastiges „Sammelwerk Ostfriesland“, das der pensionierte Lehrer Hermann Eggen von 1936

bis 1943 auf Norderney zusammengestellt hat, zeigt eine von der Blut- und Boden-Ideologie gefärbte, positivistische Leistungsschau der Nazi-Herrschaft in Ostfriesland seit 1933. Ein Fotoalbum eines „Friesenbataillons“ „dokumentiert“ den Einmarsch in Frankreich 1940 unter dem Wahlspruch „Eala freya fresena“. Bilder aus diesem Album wurden auch in den Kriegsbildern veröffentlicht, von denen Paul in seinem Buch berichtet. Erst seit kurzem und damit zu spät für das hier vorgestellte Buch sind die Bilder aus den Fotoalben Johann Niemanns bekannt geworden, die den banalen Alltag des SS-Offiziers und früheren Maler-gesellen aus Völlen dokumentieren, wenn er nicht als Spezialist für den Massenmord bei der Aktion T4 und bei der Vergasung von Juden in Belzec und Sobibor tätig war. In der Niemann-Sammlung ist ein Bilderalbum einer Vergnügungsreise nach Berlin und Potsdam für die Akteure der „Aktion Reinhard“ aus dem Sommer 1943 dokumentiert, die auch als Material für das Kapitel von Gerhard Paul über die „fotografische Suggestion von Normalität“ gedient haben könnte.

Der Historiker Gerhard Paul hat mit „Bilder einer Diktatur“ ein wichtiges Buch verfasst, das Distanz zu den Fotos der NS-Zeit schafft und damit auch hilft, die richtigen Fragen an diesen oft so unkritisch rezipierten Teil der Überlieferung der NS-Herrschaft gerade auch im eigenen Umfeld zu stellen.

Leer

Paul Weißels

**Niklas Regenbrecht, Genealogische Vereinsarbeit zwischen Geschichtspolitik und populärer Forschung. Die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung 1920–2020 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; Bd. 130), Münster/New York 2019, 319 Seiten, Ill., Karte, 34,90 Euro, ISBN 978-3-8309-4077-7.**

Ahnenforschung und Genealogie sind nicht zuletzt aufgrund der stetig voranschreitenden Digitalisierung populärer denn je. Es ist naheliegend, sich an der Schnittstelle von historischer Hilfswissenschaft und beliebtem Hobby auch wissenschaftlich mit dem Thema und vor allem mit den Akteuren dieser Forschungsrichtung zu beschäftigen. Der Historiker Niklas Regenbrecht legt als Ergebnis seines wissenschaftlichen Volontariats eine Studie über die „Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung“ vor, die auch in Ostfriesland Aufmerksamkeit verdient, da auch hier die Familienforschung aktiv betrieben und in der Upstalsboom-Gesellschaft ihre Institutionalisierung gefunden hat.

Der Autor nähert sich in vier chronologisch aufgebauten Hauptkapiteln der einhundertjährigen Geschichte des Vereins und berücksichtigt dabei auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die konkreten Wechselwirkungen zwischen Politik und Wissenschaft einerseits sowie Genealogie und Familienforschung andererseits. Das erste Kapitel behandelt die Gründerjahre von 1920 bis 1936. Im zweiten und umfangreichsten Teil geht es um die Jahre von 1936 bis 1957 (S. 71–209), wobei die Instrumentalisierung der Genealogie durch den NS-Staat im Mittelpunkt steht. Die kürzeren Kapitel drei und vier beschreiben die Jahre von 1957 bis 1986 und 1986 bis 2020.

Am 21. Februar 1920 gründete sich in Münster – getragen vor allem von jungen Archivaren und Historikern – die „Westfälische Gesellschaft für Familienkunde“.

Der wissenschaftliche Anspruch und vor allem ein „geschichtspolitischer Blick auf den geographischen Raum“ (S. 283) hätten die Mitglieder zur Vereinsgründung animiert. So sei es der Anspruch der ersten Aktiven gewesen, sich über die Vereinsarbeit als bürgerlich-aufgeklärte Honoratioren in Münster bzw. in ganz Westfalen zu etablieren und sich gleichzeitig bewusst vom Rheinland abzugrenzen. Nachdem sich die Gesellschaft schon 1927 aufgrund des fehlenden Engagements der Mitglieder aufgelöst hatte und damit die überregionale genealogische Arbeit für fast ein Jahrzehnt im „Winterschlaf“ (S. 283) verblieb, entstand drei Jahre nach der NS-Machtübernahme der „Westfälische Bund für Familienforschung“. Ausgegangen war die Gründung von einer Privatinitiative, das Heft des Handelns lag aber beim Provinzialverband Westfalen in Münster, dessen Vorsteher Karl Friedrich Kolbow (1899–1945) als einer der Hauptakteure bei der Umsetzung der NS-Rassenideologie gilt. So wurde im wiederbelebten Verein das Führerprinzip von Anfang an konsequent umgesetzt; die „weltanschauliche und volkstumpflegerische Bedeutung“ (S. 91) der Familienforschung war im ersten Paragraphen der Satzung verankert. Regenbrecht konstatiert insgesamt einen üblichen Befund: die regionale NS-Führung habe eine etablierte Kulturinstitution bestehen lassen und deren organisatorische Tradition scheinbar nicht angetastet, aber gleichzeitig durch geschickte Personalpolitik – Kolbow setzte von Anfang an Beisitzer aus Kreisen der SS durch – den Verein usurpiert und die NS-Ideologie so unmerklich in die Vereinsarbeit integriert. Dazu gehört auch die Übernahme hoheitlicher Aufgaben durch den Verein, z.B. das Ausstellen der für familienkundliche Forschungen notwendigen Sippenforscherausweise im Auftrag der Reichsstelle für Sippenforschung.

Als Beispiel für die in der NS-Hierarchie übliche Polykratie muss Kolbows Initiative gelten, den Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Ferdinand von Lüninck (1844–1944) Ende 1937 als Vorsitzenden zu installieren. Lüninck war einerseits als Oberpräsident Kolbow übergeordnet, andererseits war Kolbow als Landesvorsteher wiederum gegenüber Lüninck – in dessen Funktion als Vereinsvorsitzender – weisungsbefugt. Durch die Initiative des Provinzialverbandes sei man insgesamt einem Zusammenschluss lokaler genealogischer Gruppen unter Führung von NS-Gliederungen zugekommen. Dies müsse – so Regenbrecht – aber nicht als gegen das Regime ausgerichtete Handlung gewertet werden, sondern vielmehr als Maßnahme zur effektiveren Umsetzung der NS-Rassenideologie auf Landesebene. So habe die Genealogie schneller eine „Anwendungsorientierung“ erhalten, die „in letzter Konsequenz tödlich“ (S. 284) sein konnte.

Nach einer weiteren Umstrukturierung 1941 – in Folge eines Bombentreffers im Münsteraner Staatsarchiv, wo auch die Geschäftsstelle des Vereins untergebracht war – kam es nach Kriegsende erst 1948 zu einer Wiederbelebung der Vereinsaktivitäten. Im Mittelpunkt der Arbeit – getragen wie in den 1920er Jahren vor allem von Archivaren – standen nun wissenschaftliche Publikationen und Quelleneditionen; die Forschungen hätten sich dabei fast ausschließlich auf die eigenen Mitglieder konzentriert, wenn auch Anfragen aus den „Zielgebieten der westfälischen Auswanderung“ (S. 285) – vor allem aus den USA und den Niederlanden – stetig mehr geworden seien. Aber erst seit den 1990er Jahren habe sich in der Öffentlichkeit wieder „ein zunehmend positiveres Ansehen“ (S. 285) der Genealogie etabliert. Dazu habe erheblich auch die seit den 1970er Jahren im Verein debattierte Digitalisierung beigetragen. Auf Kosten einer „Entfremdung von

der Originalquelle“ (S. 286) sei der Einstieg in die Familienforschung so gerade für Hobbygenealogen wesentlich vereinfacht worden.

Die gewählte chronologische Gliederung ist sinnvoll, aber in Teilen nicht immer stringent umgesetzt worden. So erfährt man im Abschnitt über die Entwicklung zum vereinseigenen Publikationsorgan ganz nebenbei einige Entwicklungen im Verein, die vorher nicht erwähnt worden sind und erst in den folgenden Kapiteln behandelt wurden. Auch präsentiert der Autor einige spannende generelle Forschungsergebnisse, ohne diese aber mit dem konkreten Befund des Vereins zur Deckung zu bringen. Außerdem findet man die wichtige Zusammenfassung zum vierten Kapitel kaum erkennbar am Ende eines Spezialkapitels (S. 240–241).

Hauptkritikpunkt ist aber die sich teilweise über mehrere Seiten erstreckende Zitierung von unzähligen Quellen, die der Autor zwar mit dem Anspruch des Vereins, Quellen zu publizieren, durchaus stichhaltig begründet (S. 13), die aber immer dann – und vor allem zur NS-Zeit – problematisch wird, wenn sich der Autor nicht von den Quellen und deren Entstehungszusammenhängen lösen kann und zeitweilig den typischen NS-Sprachduktus gar übernimmt. Diese mangelnde Distanz macht sich vor allem bei der Analyse der Vereinsgeschichte zwischen 1936 und 1945 und deren Aufarbeitung unmittelbar nach Kriegsende bemerkbar. Es werden längere Zitate zur Apologetik der Beteiligten aus der Zeit nach 1945 wiedergegeben, jedoch nicht gewertet. Regenbrecht räumt zwar ein, dass der „Sprachduktus“ (S. 191) im Stil noch der NS-Zeit folge, er wertet dies dann aber verharmlosend als „Reminiszenzen“ an den NS-Staat. Die Kontinuitäten über die Epochengrenze von 1945 hinaus – im Denken und Handeln sowie vor allem im Kreis der Aktiven und damit eben im Verein selbst – werden so kaum erkennbar. Regenbrecht führt auch den Bedeutungsverfall der Genealogie beschönigend auf den „Wegfall der politischen Förderung“ (S. 285) zurück, ohne dabei den fundamentalen Zusammenhang zwischen der Etablierung der NS-Rassenideologie und der Förderung regionaler bzw. lokaler Familienforschung durch den NS-Staat ausreichend zu würdigen. Das deutlichste Zeichen eines Paradigmenwechsels im Vereinsleben nach 1945 – die 1957 erfolgte Umbenennung in „Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung“ – war dann eben auch nicht nur ein „Generationswechsel“ (S. 285), sondern vielmehr ein – aufgrund der personellen Kontinuität – erst zwölf Jahre nach Kriegsende möglicher Paradigmenwechsel in Folge eines Generationswechsel.

Trotz kleiner Schwächen bleibt die Arbeit von Regenbrecht eine verdienstvolle, lebendig geschriebene, sinnvoll bebilderte und durch reichhaltiges Quellenstudium auch wissenschaftlich fundierte Studie, die man durchaus auch als Appell verstehen sollte, die institutionelle Familienforschung in Ostfriesland baldmöglichst weitergehend als bisher historisch-wissenschaftlich aufzuarbeiten.

Wesel

Heiko Suhr

**Reinhard Rürup, Revolution und Demokratiegründung. Studien zur deutschen Geschichte 1918/19, hrsg. von Peter Brandt und Detlef Lehnert, Göttingen 2020, 247 Seiten, 24,90 Euro, ISBN 978-3-8353-3363-5.**

Wer sich etwas intensiver mit der Geschichte der deutschen Revolution 1918/19 beschäftigt, stößt unweigerlich auf die Arbeiten Reinhard Rürups. Der am 6. April

2018 verstorbene Historiker hat sich immer wieder mit der Rätebewegung befasst und war u.a. maßgeblich an zwei großen Editionsprojekten (zum Zentralrat der deutschen sozialistischen Republik und zu den Arbeiter-, Soldaten- und Volksräten in Baden) beteiligt.

Noch zu seinen Lebzeiten entstand das Vorhaben, eine Sammlung eigener Aufsätze mit einem aktualisierten Vorwort herauszugeben. Ausgewählt wurden verschiedene, bereits an anderer Stelle publizierte Beiträge aus über fünf Forschungsjahrzehnten, darunter sein 1968 veröffentlichter Aufsatz „Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19“, den Wolfgang Schieder in seiner posthumen Würdigung Rürups als „fulminanten Essay, der die historische Forschung in starkem Maße bestimmt hat“, bezeichnete.

Die insgesamt neun Beiträge wurden von den beiden Herausgebern in vier Abschnitte aufgeteilt. Neben dem Ersten Weltkrieg als „Urkatastrophe“ der deutschen Geschichte geht es um Etappen der Erforschung und Diskussion der Revolutionsgeschichte, um die revolutionären Massenbewegungen und die Weimarer Verfassung sowie um die Probleme der Revolution in Deutschland zwischen 1525 und 1989. An den Texten wurden von Rürup selbst keine inhaltlichen Änderungen mehr vorgenommen. Es kam allenfalls zu leichten Korrekturen, um die Verständlichkeit zu erhöhen. Somit bietet der Band eine gelungene Möglichkeit, sich einen raschen Überblick über die Schaffenskraft des Historikers zumindest zur Revolutionsgeschichte 1918/19 zu verschaffen. Ihn nur auf dieses Thema zu reduzieren, wäre allerdings falsch, da Rürup vor allem auch zur Antisemitismusforschung wichtige Impulse lieferte, sich bei der Erforschung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus hervortat und schließlich als Leiter der Gedenkstätte „Topographie des Terrors“ in Berlin große Bekanntheit auch außerhalb der „scientific community“ gewann. Daher erscheint es ein wenig hochtrabend, wenn Rürups „Studien zur deutschen Geschichte 1918/19“ vom Verlag zum „Vermächtnis des großen Historikers“ erkoren werden.

Jüngsten Datums ist Rürups Rückblick und Ausblick auf die Forschungen zur Revolution 1918/19, der seinen älteren Beiträgen vorangestellt wurde. Darin skizziert er sehr knapp die bisherige Forschungsentwicklung, wobei er offenkundig zugibt, dass man auch in seinen „eigenen Interpretationen zur Revolutionsgeschichte“ Verschiebungen entdecken könnte, etwa dass sich bei ihm „die Tendenz, die Revolution trotz aller Defizite positiv zu werten, deutlich verstärkt“ habe (S. 15).

Nachdem Rürup in der Einleitung nur die bis kurz vor seinem Ableben erschienene Literatur berücksichtigen konnte (darunter die Arbeiten von Mark Jones und Wolfgang Niess), übernehmen es die beiden Herausgeber in einem Nachwort, sich ausführlich mit den späteren Neuerscheinungen zur Revolution 1918/19 zu befassen. Darunter fallen die Publikationen von Joachim Käppner (2017), Robert Gerwarth (2018), Lars-Broder Keil / Sven Felix Kellerhoff (2018), Klaus Gietinger (2018), Lothar Machtan (2018) sowie die weitgehend unbekannt gebliebene Publikation von Gaad Kets und James Muldoon über „The German Revolution and Political Theory“ von 2019. Als Grund für die Veröffentlichung dieser Bücher sehen sie allerdings allzu oft den von Autoren und Verlagen unternommenen Versuch, „die Gunst der Stunde“ des hundertjährigen Jubiläums zu nutzen, so dass sie mit den Publikationen durchaus kritisch ins Gericht gehen.

Trotz der durchaus zahlreichen Veröffentlichungen zum Thema sehen sie auch weiterhin einen hohen Bedarf an quellenbasierten Lokal- und Regionalstudien,

um unser Wissen über Novemberrevolution und Rätebewegung zu vertiefen, so wie auch Rürup zukünftigen Historikergenerationen mit auf den Weg gab, die Geschichte der deutschen Revolution 1918/19 nicht aus dem Blick zu verlieren. Selbst wenn die Erforschung des Nationalsozialismus weiterhin unverzichtbar sei, so sei es – wie er ausdrücklich betont – für eine demokratische Gesellschaft wichtig, sich auch „ihrer positiven Traditionen zu versichern. Dazu gehören nicht zuletzt die historischen Momente, in denen die Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand genommen und für Freiheit und Demokratie gekämpft haben“ (S. 17/18).

Wer den Historiker Rürup und seine Leistung auf dem Gebiet der Revolutionsforschung näher kennen lernen und dabei en passant Einblicke in die dazugehörige Forschungsgeschichte gewinnen möchte, dem sei die posthum veröffentlichte Aufsatzsammlung wärmstens empfohlen.

Aurich

Michael Hermann

**Hartwin Spenkuch, Preußen – eine besondere Geschichte. Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur 1648-1947, Göttingen 2019, 532 Seiten, 70 Euro, ISBN 978-3-525-35209-0.**

Fast 25 Jahre sind vergangen, seitdem der Museumsverbund Ostfriesland in Zusammenarbeit mit der Ostfriesischen Landschaft unter dem Motto „Als Friesen Preußen waren“ zu einer Zeitreise ins 18. Jahrhundert eingeladen hatte. Höhepunkt war – neben zahlreichen Ausstellungen und Veranstaltungen – die „Inspektionsreise“ des „Alten Fritz“, die ihn kostümiert und mit Kutsche innerhalb von zehn Tagen quer durch Ostfriesland geführt hatte. Auch wenn nicht die Verherrlichung Preußens oder der preußischen Epoche im Vordergrund stand, unterstrich das damalige Konzept, dass die preußische Herrschaft in Ostfriesland in der historischen Rückschau oftmals positiver gesehen wird als etwa die Zugehörigkeit zum Königreich Hannover 1815-1866.

Nicht nur für Ostfriesland übt Preußen bis heute eine gewisse Faszination aus, auch bundesweit ist Preußens Geschichte in den Medien immer wieder präsent. Zuletzt sorgte der australische Historiker Christopher Clark mit seinem Buch über „Preußen. Aufstieg und Niedergang. 1600-1947“ für Furore. Nunmehr hat Hartwin Spenkuch, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bereits mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Preußen hervorgetreten ist, eine eigene Überblicksdarstellung zur preußischen Geschichte von 1648 bis 1947 vorgelegt. Etwa 15 Jahre lang hat er an dem vorliegenden Band gearbeitet, mit dem er weder eine detaillierte Gesamtdarstellung noch einen umfassenden Forschungsbericht abliefern will, sondern vielmehr beabsichtigt, eine „an Leitfragen orientierte Darstellung [...] mit der Erörterung von Forschungsansätzen“ zu kombinieren (S. 13). Im Zentrum steht das Phänomen der Staatsbildung, mit dem aber nicht nur die eher klassischen Felder wie Territorialexpansion, Bürokratieaufbau und Militärentwicklung abgedeckt werden sollen, sondern auch das wirtschaftliche Fundament, das politische System, die Rolle von Eliten und Minderheiten, nicht zuletzt der Bildungs- Wissenschafts- und Kulturbereich. Dementsprechend gliedert Spenkuch sein Buch nach der Einleitung insgesamt in sieben Untersuchungsabschnitte.

Zunächst befasst er sich mit den Grundlinien der preußischen Außenpolitik bis 1933, wobei er ein Faktorenbündel aus strukturellen Grundlagen (geographische Lage und Mächtekonstellation), geeignete Träger individueller und staatlicher Leistungen (Monarchen und Eliten) sowie „nicht zuletzt Glück in Erbfolge bzw. Kriegen“ für den Aufstieg Preußens verantwortlich macht (S. 37). Anschließend geht es um Preußens Wirtschaft, also um die Staatswirtschaft, Industrialisierung, aber auch Zoll- und Finanzpolitik, bevor sich Spenkuch den Regionen Preußens zuwendet, wobei der Herrschaftsübernahme in Ostfriesland nur ein kurzer Absatz gewidmet wird. Dabei stellt der Autor heraus, dass sich insbesondere in den bis 1763 erworbenen Gebieten eine ausgeprägte Identifikation mit Preußen entwickelte (S. 108). Im vierten Abschnitt steht Preußens Gesellschaft im Mittelpunkt, also Bauern, Adel und Bürger, aber auch die Arbeiterbewegung, das Militär und die Minderheiten. Beim Untersuchungsgegenstand „Militär“ wendet er sich ausdrücklich gegen neuere „revisionistische“ Sichtweisen, die den „Untertan in Uniform“ nur noch als überzeichnete Karikatur bewerten und die Abhaltung von Militärfeiern nicht als Beweis für einen besonderen preußischen-deutschen Militarismus gelten lassen wollen, sondern diese zu einem „Folklore-Militarismus“ herabwürdigen (S. 149-150).

Schließlich zeichnet Spenkuch die Entwicklung des politischen Systems Preußens vom monarchischen Absolutismus bis zum demokratischen Freistaat nach, um sich anschließend – erfreulich ausführlich – den Bildenden Künsten, Musik, Literatur, Architektur, den Denkmälern und politischen Festen, der Bildung und Wissenschaft sowie dem Protestantismus und Katholizismus zu widmen. Dabei geht es ihm darum, dem bisweilen etwas einseitigen Bild des Monarchen-, Macht- und Militärstaats die Bedeutung Preußens als Kulturstaat gegenüber zu stellen. In seinem letzten Abschnitt „Preußen und die Welt“ arbeitet er vor allem vier Untersuchungsfelder heraus (Preußen in Ostmitteleuropa, Migration nach bzw. aus Preußen, preußische Beziehungsgeschichte zu Staaten anderer Kontinente und Preußen und der Kolonialismus), deren Forschungspotential er diskutiert (S. 406). Hierbei greift er die bereits in der Einleitung aufgestellte Forderung auf, dass sich die Historiographie zu Preußen deutlicher als bisher den neueren wissenschaftlichen Fragestellungen und Methoden öffnen müsste (S. 7).

Spenkuch beschließt seinen Band mit einem Resümee, in dem er sich nochmals der Frage „Staat als Leitkategorie für die Geschichte Preußens“ zuwendet und dabei darauf hinweist, dass die „Kombination von autoritärem Staat und wirtschaftlicher Modernisierung“ in Preußen für zahlreiche andere Staaten – nicht zuletzt China – durchaus Vorbildcharakter besaß (S. 449). Zuletzt folgen noch ein Literaturverzeichnis und ein Personenregister. Auf ein Ortsregister sowie eine Übersichtskarte, die zur Orientierung hilfreich gewesen wären, wurde leider verzichtet.

Spenkuchs Buch ist nicht unbedingt dazu geeignet, in einem Rutsch durchgelesen zu werden. Doch für den Geschichtsinteressierten ist es sehr erfreulich, dass der Autor bei seinen Themen immer wieder die aktuelle Forschungsliteratur miteinbezieht und diese auch kommentiert. Insbesondere an der oben erwähnten preisgekrönten Publikation Christopher Clarks reibt er sich immer wieder. So greift seiner Ansicht nach Clarks Verweis auf ein „Gefühl der Verwundbarkeit“ als Begründung für Preußens Aufstieg seit dem 17. Jahrhundert zu kurz und auch mit Clarks pauschaler Einschätzung der Mitglieder der Nationalversammlung 1848,

unter denen dieser „Sozialrevolutionäre von jakobinischer Gewalttätigkeit“ entdeckte, erklärt er sich nicht einverstanden. Spenkuch ist mit seinem Buch nicht nur eine Publikation gelungen, die einen breiten und tiefgehenden Überblick zur preußischen Geschichte bietet, sondern sie ermöglicht gleichzeitig einen raschen Zugang zu spezielleren Einzelthemen und zur aktuellen Forschungsdiskussion.

Aurich

Michael Hermann

**Hans-Georg Ulrichs, Reformierter Protestantismus im 20. Jahrhundert. Konfessionsgeschichtliche Studien (Forschungen zur Reformierten Theologie, Bd. 9), Göttingen 2018, 838 Seiten, 70 Euro, ISBN 978-3-7887-3305-6.**

Mit dem vorliegenden voluminösen Band hat der reformierte Hochschulpfarrer Hans-Georg Ulrichs 2018 seine bisherigen Studien zum reformierten Protestantismus im 20. Jahrhundert herausgegeben. Zusammengefasst werden darin bereits anderweitig erschienene Beiträge, die für die erneute Publikation noch einmal überarbeitet wurden, aber auch zwei noch unveröffentlichte Arbeiten. Das Schriftenkonvolut wurde im Sommersemester 2017 an der Universität Osnabrück eingereicht und war Grundlage für die Habilitation des Verfassers. In seiner Einleitung postuliert er, dass die Geschichte des reformierten Protestantismus im 20. Jahrhundert ein „dringendes Desiderat“ (S. 21) der Forschung sei. Eine solche historiographische Aufgabe müsse aber Teil der eigenen Erinnerungskultur sein und erfordere, dass sie nach Möglichkeit auch aus der eigenen, in diesem Fall aus der reformierten Perspektive von einem Kirchenhistoriker betrieben werde. Zugleich sei aber fraglich, ob eine solche gemeinsame Erinnerungskultur im Reformiertentum überhaupt bestehe und ob nicht auch kleinteiligere Beiträge ein Recht neben dem einen großen Gesamtentwurf der Kirchengeschichtsschreibung hätten (S. 22). Gerade in Hinblick auf seine biografischen Studien merkt er an, dass auch „eine Minderheitskonfession [...] eigene Minderheiten marginalisieren und ‚Opfer‘ produzieren“ könne (S. 23). Die gelieferten Beiträge erheben daher keinen Anspruch auf Vollständigkeit angesichts der Fülle von wichtigen Akteuren und auch Außenseitern. Hans-Georg Ulrichs ist sich seiner subjektiven Sicht und seines eigenen Standortes durchaus bewusst. „Region ist – in der Regel – wichtiger als Konfession,“ zitiert er darum auch den aus Ostfriesland stammenden reformierten Theologen Gerrit Herlyn (1909–1992) (S. 25).

Grundlage der Arbeiten, die hier erneut bzw. erstmals zur Verfügung gestellt werden, ist eine vorangegangene gründliche Recherche in den jeweiligen Archiven gewesen. Bezeichnend dafür ist, dass er die verwendeten und noch unveröffentlichten Quellen umfänglich in seinen Beiträgen aufgenommen hat, um sie so einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Ulrichs erweist sich in seiner methodischen Vorgehensweise als vorwiegend konservativ arbeitender Kirchenhistoriker, der vielleicht nicht zuletzt auch gerade deshalb zu einer differenzierteren Sichtweise fähig ist. Quellenbasiertes Arbeiten sei für ihn unabdingbar, um am Ende nicht eine Historiographie zu treiben, die sich mehr einer gewählten Methodik als einer grundlegenden Archivrecherche verpflichtet fühle und die in einem solchen Fall nichts anderes als eine Neukonstruktion schon bekannten Materials sei. Der Erkenntnis, dass die Fixierung auf vorausgehende Erwartungen zeitgenössischer

Forschung am Ende blind für neue und überraschende Erkenntnisse mache (S. 36), wird man sicherlich nur beipflichten können. Mit seinen Arbeiten möchte er die allgemeine Kirchengeschichtsschreibung bereichern und ergänzen, und zwar immer da, wo die reformierte Perspektive außer Blick gerät. Gleichzeitig ist er bestrebt, damit aber auch mögliche Korrektive zu liefern, die einer kritischen Selbstreflexion dienlich sein können (S. 45).

Die durchaus profunden biografischen bzw. auf Einzelpersonen bezogenen Studien bilden einen Schwerpunkt und machen gemessen an der Seitenzahl gut die Hälfte des Bandes aus. Er thematisiert mit Petrus Bartels (1832–1907), Hermann Wilhelm Müller (1837–1918), Gerhard Cöper (1865–1927), Lümko Iderhoff (1856–1931) Walter Hollweg (1883–1974) und Walter Herrenbrück sen. (1910–1978) kirchenleitende Persönlichkeiten aus Nordwestdeutschland. Namen, die nicht immer in einem Atemzug genannt werden. Herrenbrück hatte sich im Dritten Reich deutlich positioniert, indem er sich der Bekennenden Kirche anschloss. Der Kirchenkampf und die Barmer Erklärung von 1934 prägten die Reformierte Kirche im 20. Jahrhundert. In der reformierten Historiographie treten Frauen allerdings so gut wie gar nicht in Erscheinung. Mit dem Bericht der Susanna Pfannschmidt (1895–1989), der späteren Ehefrau von Wilhelm Niesel (1903–1988), über die Barmer Bekenntnissynode, veröffentlicht Ulrichs ein interessantes und authentisches Zeitdokument, das aus der Feder einer Frau stammt, die im Verborgenen „tapfer am Kirchenkampf teilgenommen und gewiss besondere Lasten getragen“ (S. 457) hat. Mit dem Lebensweg von Antje Swart (1915–2003) zeichnet er den Lebensweg einer reformierten Gemeindeschwester im 20. Jahrhundert nach und gibt interessante Einblicke in innerkirchliche Verhältnisse damaliger Zeit. Neben den reformierten Pastoren Carl Octavius Voget (1874–1936) und Heinz Otten (1909–1942) aus Ostfriesland wird mit Karl Bauer (1874–1939) auch ein aus Baden stammender und später in Münster agierender Kirchenhistoriker ins Blickfeld gerückt. Hinzu kommen Darstellungen über die Moderatoren des Reformierten Bundes, und zwar von Friedrich Heinrich Brandes (1825–1914), Heinrich Calaminus (1842–1922), August Lang (1867–1945), Hermann Albert Hesse (1877–1957), Wilhelm Niesel (1903–1988), Hans Helmut Eßer (1921–2011) bis zu Hans-Joachim Kraus (1918–2000). Mit Niesel hat sich Ulrichs wiederholt befasst. Gegenstand waren u. a. der Briefwechsel mit Karl Barth und Niesels Engagement als Kirchenpolitiker. In weiteren Aufsätzen widmet er sich dem als „Radikalbarthianer“ bezeichneten Hellmut Traub (1904–1994) und schließlich dem Publizisten und Liturgiker Karl Halaski (1908–1996).

Weitere Schwerpunkte seiner historiographischen Schriften sind die Wirkung und Bedeutung des Heidelberger Katechismus, insbesondere in Hinblick auf das Werden und die Konsolidierung der Reformierten Kirche, den reformierten Protestantismus im Ersten Weltkrieg sowie die großen reformierten Jubiläumsveranstaltungen im 20. Jahrhundert.

Ulrichs untersucht ferner die Wirkungen der großen politischen Zäsuren des zurückliegenden Jahrhunderts und fragt dabei nach der jeweiligen Situation und den Herausforderungen für die Reformierten nach dem Zweiten Weltkrieg, im Jahr 1968 und danach sowie zur Zeit großer weltpolitischer Spannungen Anfang der 1980er Jahre. Der letzte Beitrag über reformierte Erinnerungsnarrative im 20. Jahrhundert rundet das Buch inhaltlich ab.

Der Verfasser liefert dem Leser eine facettenreiche und doch auf eigene Art in sich geschlossene Darstellung, mit der es gelingt, nicht nur den „Mainstream“ des

reformierten Protestantismus im 20. Jahrhundert abzubilden, sondern gerade auch auf dessen Pluralität hinzuweisen, die es zu entdecken gilt. Der vielfach gewählte biografische Ansatz ist dabei zielführend. Der Band insgesamt ist alles andere als eine zufällig entstandene Sammlung von Einzelbeiträgen, sondern fasst reformierte Themen und Entwicklungen des 20. Jahrhunderts prägnant zusammen.

Emden

Klaas-Dieter Voß

**Christian Wiegand, Kulturlandschaftsräume und historische Kulturlandschaften landesweiter Bedeutung in Niedersachsen. Landesweite Erfassung, Darstellung und Bewertung (Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen, Bd. 49), Hannover 2019, 338 Seiten, Ill., Karten, 19 Euro, ISSN 0933-1247.**

Aus der Feder des in Hannover ansässigen Landschaftsplaners Christian Wiegand stammt eine kompakte Übersicht zu den Kulturlandschaftsräumen und bedeutenden historischen Kulturlandschaften landesweiter Bedeutung in Niedersachsen. Als Grundlage diente eine kulturlandschaftliche Gliederung, die im Zuge der vom Niedersächsischen Landtag im Jahre 2014 beschlossenen Neuaufstellung des Niedersächsischen Landschaftsprogramms erstellt wurde. Ergänzend zu den damals umrissenen 42 Kulturlandschaftsräumen werden historische Kulturlandschaften charakterisiert, in denen sich in besonderem Maße eine Prägung durch anthropogene Prozesse ablesen lässt. Die Erarbeitung erfolgte in einem Gutachten, das vom Niedersächsischen Landesbetrieb für Wasserwirtschaft, Küsten und Naturschutz (NLWK) an zwei Planungsbüros vergeben wurde. Gleichzeitig flossen Zuarbeiten des Niedersächsischen Heimatbundes – Fachgruppe Kulturlandschaft – sowie zahlreicher weiterer Experten und Naturschutzbehörden ein.

Nach einer knappen Einleitung (S. 8) folgt ein Methodenkapitel (S. 8–15), das Definitionen und Kriterien der Erfassung darlegt. Zu nennen sind Unterkapitel zu naturräumlicher Gliederung, aktueller Flächennutzung, historischen Territorien und ihrer Identität, Konfessionen, Bauweisen und Siedlungsstrukturen sowie Sprachgrenzen. Einer erläuterten kartographischen Übersicht der historischen Kulturlandschaften und der Kulturlandschaften landesweiter Bedeutung (S. 16–19) schließen sich folgerichtig 113 Kurzbeschreibungen der bis dato erfassten bzw. erkannten Regionen an. Die Zahl der historischen Kulturlandschaften landesweiter Bedeutung ist bei weitem nicht abgeschlossen. Detaillierte Landschaftsanalysen und die erst in Ansätzen erfolgte Erfassung historischer Kulturlandschaftselemente wird in Zukunft sicherlich noch manche Neuentdeckung offenbaren.

Die Charakterisierung der Räume (S. 20–329) wird jeweils auf zwei bzw. vier Druckseiten dargelegt. Eine kleine Karte lokalisiert das dort behandelte Areal innerhalb Niedersachsens, während eine Detailkarte die Kulturlandschaft zeigt. Es folgen nach einheitlichem Raster Daten zu Größe, Lage, Bedeutung und Quellen. Geologie, Klima und Nutzungsformen werden ebenso dargestellt wie eine Charakterisierung der typischen Kulturlandschaftselemente. Zahlreiche qualitative Farabbildungen gestatten dem Leser, sich zusätzlich einen Eindruck von der Landschaft zu verschaffen.

Zehn Beispiele historischer Kulturlandschaften landesweiter Bedeutung aus Ostfriesland werden beschrieben. Dazu gehören die Wallheckenlandschaften am

Upstalsboom, Ldkr. Aurich, bei Holtland und Ihren, beide Ldkr. Leer, genauso wie das Ostdorf auf Baltrum und die Moorkolonie Gaude, Ldkr. Wittmund. Das vielen Ostfriesen und ihren Urlaubsgästen vertraute Bild dieser Landschaftseinheiten wird in seiner Entstehung fachkundig vor dem geschichtlichen Hintergrund unter Einbeziehung von Altkarten erläutert. So wird dem Leser beim Ihrener Stern beispielweise deutlich, dass die Struktur der Wallhecken nicht dem üblichen Bild mit rechteckigen Parzellengrenzen folgt, sondern vielmehr streben die Hecken radiärsymmetrisch auseinander. Angelegt wurde diese Struktur von den Ihrener Bauern am Ende des 18. Jahrhunderts, da eine Verkoppelung von staatlicher Seite bis dahin nicht stattgefunden hatte.

Ein Literaturverzeichnis (S. 330–336) erschließt wichtige Titel zur Vertiefung des Themas, die es dem Leser ermöglichen, sich weiter mit den Landschaftsräumen auseinanderzusetzen. Den Schluss bildet ein Index (S. 337–338).

Das vorliegende Werk schließt eine wichtige Lücke in der landeskundlichen Literatur Niedersachsens. Dem Autor gelingt es aus der Fülle des Materials wichtiges auszuwählen und Charakteristika prägnant darzulegen. Insgesamt wird deutlich, dass fast die gesamte Fläche des Bundeslandes stark durch den Menschen und seine spezifische Nutzung geprägt wurden. Die große Vielfalt und die hohe Zahl der bedeutenden Kulturlandschaften stellen ein Charakteristikum Niedersachsens dar, das es in Zukunft zu pflegen, zu schützen und auch im Zuge eines sanften Tourismus' zu erschließen gilt. Die vorliegende Monographie stellt ein unverzichtbares Referenzwerk für Prozesse der Regional- und Landschaftsplanung dar, gleichsam kann sie als Reiseführer dem Interessierten wichtige Eigenheiten der Landesnatur und ihre Entstehung erschließen, die auf den ersten Blick alltäglich und gewöhnlich erscheinen. Ist der Blick durch die Lektüre des Werkes erst einmal geschärft, fühlt sich der Leser animiert selbst zu entdecken und Landschaften mit ihren über Jahrhunderten gewachsenen bzw. anthropogen geschaffenen Spezifika zu „lesen“. Das Buch trägt dazu bei, die einzelnen Landschaften mit ihren spezifischen Elementen als Besonderheiten zu erkennen und zu würdigen, die dem Bundesland Niedersachsen eine unverwechselbare Gestalt verleihen.